

## Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet?

Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung

### Contingency: Methodically Eliminated or Observed?

A Contribution to the Methodology of Qualitative Research

Armin Nassehi und Irmhild Saake

Institut für Soziologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Konradstr. 6, D-80801 München

*Georg Weber zum 70. Geburtstag*

**Zusammenfassung:** Als zentrales Problem der qualitativen Sozialforschung erscheint die Frage nach der Konstitution von Bedeutungen. Sowohl Biographieforschung als auch Ethnomethodologie bieten methodische Antworten an, denen zufolge Bedeutungen über immer schon vorhandene Ordnungsstrukturen entschlüsselt werden. In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, eine qualitative Methodologie zu entwickeln, die sich für die Entstehung von Ordnung interessiert. Mit dieser systemtheoretischen Reformulierung einer Methodologie der qualitativen Sozialforschung können dann bekannte Argumentationsfiguren (Narration bzw. kommunikative Kompetenz, Authentizität bzw. recipient design, Prozessstrukturen bzw. Indexikalität) neu gelesen werden, und zwar als Versuch zur Ausschaltung von Kontingenz über die Installation von Gültigkeitskriterien, von zuverlässig interpretierenden Adressaten und von zeitbindenden Speichermedien. Als Resultat dieser Argumentation ergibt sich die Forderung danach, in qualitativen Forschungen Kontingenz selbst zum Thema zu machen, anstatt mit Hilfe von Methoden eine immer schon vorausgesetzte Ordnung zu entdecken. Diese Methodologie wird am Beispiel der Untersuchung von Todesbildern illustriert.

Eine Auseinandersetzung mit Fragen der qualitativen Sozialforschung stößt unweigerlich auf das Problem der Varietät von Forschungsschulen. Wenn sich ein methodologischer Text nicht dazu verhalten kann, wird er von dem Virtuosen eines speziellen Ansatzes mit Grandezza auf die Überholtheit oder gar Unangemessenheit dieser oder jener Annahmen hingewiesen. Keith F. Punch versucht in einer Einführung in quantitative und qualitative Methoden diese Fallstricke der Argumentation zu vermeiden, indem er mit dem harmlosen, aber eben auch bezeichnenden Satz beginnt: „Qualitative research‘ ... is not a single entity, but an umbrella term which encompasses enormous variety“ (Punch 1998: 139). Die Skala der methodischen Vorgaben, die unter diesem Schirm zusammenfinden, reicht dabei unabhängig von der Gegenstandskonstitution von der kompromisslosen Forderung nach einem fast schon standardisierten „rigorous research“ (Charmaz 1995: 27) über den eher moderaten Wunsch, „methodisch kontrolliert durch den oberflächlichen Informationsgehalt des Textes hindurchzustoßen zu tiefer liegenden ... Sinn- und Bedeutungsstrukturen und dabei diesen Rekonstruktionsvorgang intersubjektiv nachvollziehbar zu machen“ (Hitzler/Honer 1997: 23), bis hin zur

politisch korrekten Akzeptanz von „kontextuell gebundenen Produkten“, die jeweils von „institutionell-organisatorischen, lokalen und personalen Bedingungen und Ressourcen geprägt“ (Breuer 1996b: 79) sind. Für die Legitimation methodischer Widersprüchlichkeiten hat sich das von John Dewey entlehnte Etikett „Kunstlehre“ bewährt, das den Blick direkt auf die „persönliche Virtuosität“ des Forschers (Heckmann 1992: 146) lenkt. Herbert Willems (1996: 440) zeigt überzeugend, dass sich dieses Virtuositätsargument durch die gesamte internationale Literatur über die qualitative Sozialforschung zieht. Von der „Sicherheit des Auges“, „überlegtem Nachdenken“, „Geduld und Augenmaß“ bis zu „Phantasie und Intuition“,<sup>1</sup> wird alles aufgeboten, um zu zeigen, dass sich jene Forschungstechniken und -methoden nicht schlicht technisch erlernen lassen.<sup>2</sup> Damit präsentiert sich

<sup>1</sup> Willems bezieht sich hier auf Autoren wie N. Elias, B. Glaser, A. Strauss, R. Williams, P.F. Lazarsfeld, S. Cohen, L. Taylor und J. Bergmann.

<sup>2</sup> Bei Oevermann wird als zusätzliche Bedingung die psychische Gesundheit des Interpreten vorausgesetzt, um zu verhindern, „dass die Befähigung zur intuitiv angemessenen Primärerfassung sozialer Sachverhalte darunter stark

die methodologische Debatte exakt auf dem gleichen Niveau, auf dem sie Aaron V. Cicourel 1964 mit seinen Ausführungen über die hilflosen Versuche zur Kontrolle der Interviewsituation verlasen hatte (vgl. Cicourel 1970: 110ff.).<sup>3</sup>

Qualitative Forschung scheint, ähnlich wie die Pädagogik, auf ihr eigenes *Technologiedefizit* zu reagieren, indem sie einerseits für rigorose Eindeutigkeit sorgen will, andererseits die Kontingenz des eigenen Forschens sich in der inneren Unendlichkeit des geschulten Sozialforschers aufheben lässt. Während die quantifizierte Welt statistischer Sozialforschung in der simulierten Präzision der dritten Nachkommastelle des Korrelationskoeffizienten den Beobachter letztlich sediert bzw. das Ergebnis vom konkreten Beobachter unabhängig macht, fordert die qualitative Forschungsmethodik den gehaltvollen, vom Leben gesättigten, von der Persönlichkeit des Forschenden legitimierten Forschungsstil geradezu heraus. Die weitere Diskussion der Methoden verläuft nun innerhalb der sich selbst plausibilisierenden Dichotomie von quantitativen und qualitativen Methoden der Sozialforschung. Sicherlich ist diese Dichotomie auch deshalb so beliebt, weil sie davon entlasten kann, überhaupt nach der Logik der Sozialforschung zu fragen. Sie stabilisiert den Konflikt, indem sie die je eigene Seite mit guten Gründen als methodisch-methodologischen Königsweg aus gibt. Jenseits der Dichotomie scheint dann nur noch die Triangulation denkbar zu sein (vgl. Kelle/Erzberger 1999: 514ff.), mit deren Hilfe qualitative und quantitative Methoden zusammengeführt und mit der Hoffnung ausgestattet werden, dass auf

---

leidet“ (vgl. Oevermann et al. 1979: 393). Das Argument des intuitiven Zugangs zum Material soll hier nicht grundsätzlich kritisiert werden. Man müsste sich statt dessen viel eher darüber Gedanken machen, ob solche „Leerstellen“ der methodologischen Argumentation nicht expliziter für eine theoretische Reflexion der Methodologie genutzt werden können. Vgl. dazu Willems 1996.

<sup>3</sup> Den Hinweis darauf, dass aus Sicht der Ethnomethodologie die biographietheoretischen Unsicherheiten über die „richtige“ Beziehung zwischen Forschern und Beforschten uralte Probleme des Instruments ‚Interview‘ darstellen, verdanken wir der anonymen Begutachtung dieses Aufsatzes. Wir tragen jedoch nicht die Unterscheidung zwischen antihermeneutischen und hermeneutischen Ansätzen oder gar die Unterscheidung zwischen mehr oder weniger natürlichen qualitativen Ansätzen (vgl. Bergmann 1981: 14, 19) mit. Unsere Argumentation läuft statt dessen darauf hinaus, die Analyse sprachlich verfasster Daten – egal ob sie als Interviewtext oder als Transkript einer Videoaufzeichnung vorliegen – als bedeutungsgenerierende Instrumente zu untersuchen und sie daraufhin zu befragen, woher sie eben diese Bedeutung nehmen.

diese Weise unbeschädigt von der ungeklärten Dichotomie „ein Verständnis einer Lebenswelt erzeugt werden kann, wobei der Heterogenität der Materialperspektiven Rechnung getragen wird“ (Marotzki 1998: 52). Man tut dann so, als habe man es entweder mit unterschiedlichem Datenmaterial oder mit unterschiedlichen Seinsbezirken oder Gegenständen der sozialen Welt zu tun, deren gegenseitige Ergänzung im sozialwissenschaftlichen Forschungsalltag dann auch ein wenig Interdisziplinarität in einzelne Disziplinen hineinverlagert – und gerade das Konzept der Interdisziplinarität, wie wir es den mit Fördergeldern winkenden Papieren von Stiftungen und Ministerien entnehmen können, lebt letztlich von jenem Modell der Summe: Man addiere nur die unterschiedlichsten Perspektiven, schon kommt man der Wahrheit asymptotisch näher.

Cicourel hatte 1964 eine „Theorie der Instrumentation“ (Cicourel 1970: 12) gefordert, mit deren Hilfe Beobachter und Daten auseinandergelassen werden sollten; er reagierte mit dieser Forderung auf die Beobachtung, dass die Forschungspraxis selbst, also die Kommunikation mit Forschungsobjekten, jenes Soziale ist, mit dessen Hilfe wiederum soziale Daten produziert werden sollen. Wir werden im Folgenden versuchen, eben diese Frage der sozialen Logik der Sozialforschung wieder in die Diskussion um angemessene Methoden und Methodologien einzubringen. Im Unterschied zu Cicourel setzen wir aber nicht an der Frage nach den richtigen Instrumenten an, sondern an der Frage nach der Konstitution von Bedeutungen. Dabei unterscheiden wir zwei prototypische Zugänge zu dieser Fragestellung: *biographietheoretische* und *ethnomethodologische* Forschungen. Diese grobe Unterscheidung, die sich in der methodologischen Diskussion kaum so wiederfinden lässt, rechtfertigt sich durch ihren forschungspraktischen Umgang mit „Bedeutungen“. Monika Wohlrab-Sahr hat die zugrundeliegende Problematik überzeugend zusammengefasst: „Die Frage, um die es dabei geht, ist also die, ob in irgendeiner Form vom Text auf das, worauf der Text verweist, geschlossen werden kann und weiter, *was es denn ist*, worauf der Text verweist“ (Wohlrab-Sahr 1999a: 486). An dieser Frage entlang unterscheidet sie zwischen jenen, die „konkret vorliegende Konstellationen und daraus resultierende Probleme in ihrer inneren Logik rekonstruieren wollen“, und den anderen, die „bei der Bestimmung allgemeiner Funktionen eines allgemeinen Typs von Kommunikation (etwa: Konversionserzählung) oder Handlung stehen bleiben“ (ebd.: 492). Es geht hier also schlicht um die Frage, ob Daten der qualitativen Sozialforschung in der

Lage sind, über die in ihnen repräsentierten Inhalte forschungspraktisch relevante Auskünfte zu geben, oder ob sie lediglich über die soziale Repräsentation dieser Inhalte informieren.<sup>4</sup>

Der Wunsch nach Eindeutigkeit, der natürlich auch die quantitative Forschung umtreibt, dort aber an mathematischen Verfahrensregeln Halt findet, verweist auf ein grundsätzliches Problem der Forschung, nämlich die gemeinhin akzeptierte Aufteilung des Forschungsthemas in eine Ontologie der Gegenstände und ihre forschungstechnisch erzeugten Abbilder. Darin spiegelt sich die grundlegende epistemologische Unterscheidung von Erkenntnis und Realgegenstand wieder, deren wissenschaftstheoretische Fassungen spätestens seit der erkenntniskritischen Philosophie Kants zu unterschiedlichen Lösungen des wissenschaftlichen Erkenntnisproblems geführt haben. Die Besonderheit der Soziologie in diesem Zusammenhang besteht darin, dass sie den zwar nicht programmatischen, aber doch empirisch zu beobachtenden Relativismus der Forschungstechniken nicht ignorieren kann, weil gerade dies Teil ihres Erkenntnisgegenstandes ist.<sup>5</sup> Die disziplinäre Aufhebung dieser Selbstverunsicherung der Soziologie in der Wissenssoziologie hat mit dazu beigetragen, jene tribalen Verhältnisse unseres Faches zu etablieren, die *Theorie* und *Empirie* strikt voneinander abzugrenzen meinen. Dass dies nicht nur eine epistemologische Etablierung ist, sondern auch eine handfest materielle, lässt sich bis heute an der Ausdifferenzierung von Karrierewegen, Lehrstuhlwidmungen und wechselseitigen Beobachtungsverhältnissen in der Soziologie ablesen. Während sich die *Theorie* genannte Seite entweder mit Fachgeschichtsschreibung oder mit empirisch oft ungesättigten Beschreibungen begnügt, kann sich die *Empirie* genannte Seite mit der Illusion einer Wirklichkeitsnähe ausstatten, die kaum dem heutigen Stand epistemologischer Möglichkeiten entspricht. Man produziert dann – vor allem in der qualitativen Sozialforschung – Regelwerk über Regelwerk, die alle jeweils um die Nähe zur Wirklichkeit konkurrieren

und die Kontingenz des Forschungsgegenstandes wie der Forschung selbst domestizieren.<sup>6</sup> Einwände einer postmodernen Ethnographie (vgl. Geertz 1988) verpuffen, wenn es um die konkrete Frage geht, was nun zu tun ist.

Wir werden im Folgenden zunächst die Unterscheidung von *Theorien und Methoden* (1.) unter die Lupe nehmen, um danach an drei klassischen Themenkomplexen der qualitativen Sozialforschung zu zeigen, dass es in der qualitativen Methodendiskussion zumeist nur um Kontingenzdomestikation geht. Mit Hilfe der richtigen Methoden sollen Bedeutungen eines konkreten Kontexts (Interview- oder Gesprächssituation) auf einen zugrunde liegenden allgemeinen Kontext (Biographie, Interaktion) zurückgeführt werden. Der Streit darüber, inwiefern sich von dem einen auf den anderen Kontext schließen lässt, scheint uns nicht das Entscheidende zu sein, weil dieser Streit allzu sehr nach einer beobachterunabhängigen Realität sucht, die lediglich durch das Medium des Datenmaterials gebrochen ist. Uns interessieren vielmehr die Daten selbst, die nichts anderes als Beobachter sind – Beobachter, die das, was sie sehen, selbst erzeugen. Exakt dieser kontingente Prozess der Erzeugung von Realität ist unser Thema, das wir in Auseinandersetzung mit den von uns etwas überstilisierten Antipoden *Biographieforschung* und *Ethnomethodologie* erörtern werden. Wir diskutieren dabei die *Narration* und die *kommunikative Kompetenz* als Gegenstandsbereich (Sachdimension) qualitativer Forschung (2.), nehmen dann die Position des Forschers und seine Operationalisierung über *Authentizität* oder das ‚recipient design‘ (Sozialdimension) in den Blick (3.) und widmen uns schließlich den Regeln der qualitativen Sozialforschung, die einerseits die lebenslaufbezogenen *Prozessstrukturen*, andererseits die *Indexikalität* des Forschungsgegenstands in den Mittelpunkt rücken, um die Zeitstabilität von Bedeutungen behaupten zu können (Zeitdimension) (4.). Unter dem Stichwort *Kontingenz sichtbar machen* (5.) werden wir schließlich – unter Hinweis auf unsere eigene derzeit laufende empiri-

<sup>4</sup> Sabine Reh unterscheidet ganz ähnlich zwischen „propositionalem Gehalt“ einerseits und andererseits der Performativität des Textes, der selbst als „empirisches Datum“ gewürdigt werden soll, mit dessen Hilfe sich zum Beispiel eine Kommunikation in einen gesellschaftlichen Diskurs einmündert und dadurch eben darüber Auskunft gibt und nicht über eine „Ursprungsszene“ (Reh 2001).

<sup>5</sup> Es sind gegenwärtig vor allem Niklas Luhmann (1990) und Pierre Bourdieu (1998), die auf diese Besonderheit der Soziologie aufmerksam machen, dass sie selbst in ihrem Gegenstandsbereich vorkommt.

<sup>6</sup> Auch eine Ethnomethodologie, die sich explizit gegen Regelwerke ausspricht – Jörg Bergmann etwa kritisiert „Definitions- und Taxonomierungspolizisten, die – kaum dass sie Fuß auf ein fremdes Eiland gesetzt haben – sofort damit beginnen müssen, den Verkehr zu regeln“ (Bergmann 1981: 39) – verliert sich schließlich in ihren eigenen Regularien, wenn es um das „Aufzeichnungspostulat“ geht, mit dessen Hilfe „unique adequacy requirement“ (Garfinkel) sichergestellt werden soll, was wiederum bedeutet, dass Gegenstand und Wirklichkeit zusammenfallen sollen.

sche Forschungsarbeit<sup>7</sup> – andeuten, was sich ändert, wenn man Kontingenz in der qualitativen Sozialforschung methodisch und methodologisch zum Fokus der Auswertung macht.

## 1. Theorien und Methoden

Die beliebte Unterscheidung *theoretischer* und *methodischer* oder *empirischer* Zugänge zum Gegenstand der Sozialwissenschaften<sup>8</sup> hat eine ähnliche Wirkung auf die methodologische Diskussion wie die zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung. Die Unterscheidung ist so eingespielt, dass es kaum mehr der Rede wert zu sein scheint, die Gemeinsamkeit beider Seiten in den Blick zu bekommen. Man muss sich wahrscheinlich daran gewöhnen, soziologische Theorien – wenn man darunter nicht bloß empirisch bewiesene bzw. noch nicht falsifizierte Sätze verstehen will – zunächst einmal als nichts anderes anzusehen denn als die Handhabung bestimmter Unterscheidungen, wenn man so will: als eine *Methode* der Beobachtung.

An Niklas Luhmanns „methodologischen Vorbemerkungen“ in seinem *opus magnum* lässt sich das Missverständnis sehr schön studieren. Luhmann verteidigt dort (Gesellschafts-)Theorie gegen das, was „fachüblich als empirische Forschung behandelt“ (Luhmann 1997: 36) wird. Er führt gegen solcher Art Forschung ins Feld, dass sie nicht in der Lage sei, eine Theorie der Gesellschaft zu fundieren – und er meint damit wohl jenen naiven Konventionalismus des Forschens, dem kaum klarzumachen ist, dass sich der gesamte Methoden- und Kategorienapparat nur einer selbstbezüglichen, selbst produzierten Welt von Daten und Fakten verdankt, aus dem es keinen Ausgang gibt. Und effiziente Forschung wird sich damit wohl auch begnügen müs-

sen, um überhaupt zu Ergebnissen zu kommen. Da bietet sich der Grabenkampf zwischen *Theorien* und *Methoden* gut an – selbst von Seiten der *Theorie*, wie man dem Beispiel Luhmanns entnehmen kann.

Epistemologisch betrachtet, gibt es freilich keinen unüberwindlichen Graben, keinen wechselseitigen Ausschluss einer empirischen Soziologie und einer theoretischen Soziologie, soweit die letztere sich nicht in der Exegese klassischer Texte aus dem geöffneten Fundus unserer Fachgeschichte erschöpft, sondern ihre „Begriffe als Entscheidungen“ ausweist, „die mit erkennbaren Folgen geändert werden können“ (Luhmann 1997: 43). Schon das Totalitätsargument Luhmanns, also dass sich „projektförmig“ betriebene Forschung stets nur auf eine fiktive Auswahl von Variablen beziehen könne und damit ihr Unbekanntes, Ausgeschlossenes, ihre *andere* Seite nicht mitberücksichtigen könne, gilt nicht nur für diese Form von Forschung und nicht einmal nur für wissenschaftliche Kommunikation – also auch für „Theorie“ –, sondern für soziale Systeme überhaupt. Wenn etwa Luhmann schreibt, „dass das Verhältnis von Einschließung und Ausschließung durch die sozialen Systeme selbst geregelt ist“ (Luhmann 1997: 37), und dies als Argument gegen die Fiktion des „geschlossenen Bereichs“ eines – strukturell – begrenzten Datensatzes vorbringt, unterschlägt er, dass jede Kommunikation, jedes kommunikative Ereignis mit dem Einschluss von Sinn auch Sinn ausschließt. Man könnte sogar sagen, in zweifacher Weise: zum einen als *bestimmte Negation* der anderen Seite einer beobachtungsleitenden Unterscheidung, zum anderen als *unbestimmte Negation* aller anderen möglichen, aber nicht mitvollzogenen Unterscheidungen. Für alles Kommunizieren gilt, dass seine Unterscheidungen als „Sinngebrauch in sozialen Systemen immer auch Verweisungen auf Unbekanntes, auf Ausgeschlossenes, auf Unbestimmbares, auf Informationsmängel und auf eigenes Nichtwissen mitführt“ (Luhmann 1997: 38). Schwer verständlich ist freilich, warum dies nicht auch für eine Theorie (der Gesellschaft) gelten soll, deren Totalitätsanspruch ja kein *summarischer* in dem Sinne sein kann, dass die „Gesamtheit aller sozialer Phänomene“ (Luhmann 1997: 41) ein endlicher Fundus sei. Denn bereits jede „theoretische“ Beobachtung der Gesellschaft fügt dieser etwas hinzu und eröffnet zugleich einen nicht eröffneten Raum des Nicht-Vollzogenen, wenn man so will: des Nicht-Identischen (vgl. auch Nassehi 1993a).<sup>9</sup>

<sup>7</sup> DFG-Projekt „Todesbilder in der modernen Gesellschaft“ (Na 307/2-2) am Institut für Soziologie der Universität München. Leiter des Projekts ist Armin Nassehi (München), Mittragsteller Georg Weber (Münster). Ziel des Projektes ist es nicht, ein Tableau bekannter Todesbilder im Sinne religiöser oder funktional äquivalenter Sinndeutungen des Todes in der Moderne aufzustellen; Ziel ist vielmehr, typische Formen der Thematisierbarkeit des Todes herauszuarbeiten.

<sup>8</sup> Mit dem soziologischen Blick auf diese Unterscheidung hat bereits die Ethnomethodologie versucht, in den Methoden den Beobachter sichtbar werden zu lassen, jedoch mit dem Ziel, den Methodiker als eigentlichen Theoretiker auszuweisen. Einen solchen Vorrang wollen wir aus den oben genannten Gründen nicht behaupten. Auch diesen Hinweis verdanken wir den Gutachtern.

<sup>9</sup> Bereits Adornos Kritik des soziologischen Verständnisses

Was Luhmann als zirkuläres Argument vorbringt, dass nämlich die Gesellschaftstheorie – und das gilt für die soziologische Theorie schlechthin – ohne Rest und unvermeidbar „abhängt von der Beobachtungsweise und den Unterscheidungen“, mit denen sie „sich etabliert“ (Luhmann 1997: 43), gilt eben nicht nur für *theoretische* Sätze, sondern schlicht für alles, was kommuniziert wird – also auch für *Methoden* und für *Empirie*. Wenn man sich dies epistemologisch zumutet und den methodologischen Diskurs nicht unter der Prämisse der asymptotischen Annäherung an den ontischen Forschungsgegenstand führt, sondern im Sinne der Frage nach der beobachtenden *Gegenstandskonstitution* durch Forschung, bekommen all jene so bequemen Konflikte – zwischen Theoretikern und Empirikern oder Qualitativen und Quantitativen oder auch zwischen Hermeneuten und Anti-Hermeneuten – eine ganz neue, eine untergeordnete Bedeutung.<sup>10</sup> Es geht dann auch nicht mehr um die Frage von *Gesamtbeobachtungen* eines gesellschaftlichen Ganzen, wie es Gesellschaftstheorien oder Zeitdiagnosen anstreben, und auch nicht mehr um die Frage, ob empirische Forschung die Gesamtheit ihres Gegenstandes erforschen könnte, sondern nur noch um die Frage, wie der wissenschaftliche Beobachter seinen Gegenstand durch Beobachtung konstituiert. Wer diesen Zirkel vermeiden will, muss sich mit der Selbstillusion zufrieden geben, die empirische Soziologie könne durch angemessene Methoden quasi von außen an einen ontisch fixierten Gegenstand herantreten – und solange diese Illusion als methodologische Sicherheit daherkommt, lässt es sich damit nicht einmal schlecht leben.<sup>11</sup>

Wer nun erwartet, die angedeuteten Probleme ließen sich durch *qualitative* Forschungsdesigns lösen, muss enttäuscht werden. Denn all das Gesagte gilt auch – oder: erst recht – für die Forschung mit nicht standardisierten Daten. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Kontrollstrategien anderer Na-

tur sind. Was dort die Statistik und die Gnade der großen Zahl leisten, die den Einzelfall im *sample* großer Grundgesamtheiten verschwinden lässt und den Ursprung der Daten geradezu unsichtbar macht, bleibt hier stets sichtbar und lässt sich nur schwer wegdefinieren – weder durch rigorose Methodenideale noch durch die Persönlichkeit des Forschers. Es wäre weit gefehlt, die quantitative gegen die qualitative Forschung auszuspielen, um das angedeutete epistemologische Problem zu lösen. Man kommt dann höchstens zur politisch korrekten („Forschung von unten“) oder szientifisch idealisierten („Erklärung“) Folklore unseres Faches.

Wir wollen im Folgenden eine andere Fährte verfolgen, die sich aus einer beobachtungstheoretischen Perspektive ergibt. Wenn es stimmt, dass Sinngebrauch in sozialen Systemen immer auch auf Unbekanntes, Ununterschiedenes, auf Unbeobachtetes verweist, also auf die andere Seite alles Unterschiedenen, dann müsste die Logik der Forschung sich exakt dieser Logik der Unterscheidung widmen. Der forschende Blick bekommt dann nicht nur zu sehen, was der Fall ist, sondern vor allem, was *nicht* der Fall ist. Gegenstand der Sozialforschung, so wird unsere These lauten, ist dann die Frage nach der *Kontingenz ihres Gegenstandes*.<sup>12</sup>

Bewährte Strategien der Sozialforschung invisibilisieren diese Kontingenz. Im Rahmen der quantitativen Sozialforschung werden Daten produziert, die unter der Bedingung eines größtmöglichen Konsenses der *scientific community* hergestellt werden. Das Problem der Bedeutung ist hierbei immer schon im Vorhinein gelöst bzw. oder es mündet in die Kritik an einem uneindeutigen Fragebogen. Ein Beispiel: Bevor man Angst messen kann, muss man sich darauf einigen, was als Anzeichen von Angst gewertet werden soll. Die Entscheidung dafür wird zumeist pragmatisch begründet, und sie legitimiert sich dann z. B. über Erfolgsquoten diagnostischer Treffsicherheit oder – besser – der Behandlung. Ge-

von Gesellschaft als Kumulation von Einzeltatsachen hat auf die „Vermittlung“ aller sozialen Phänomene hingewiesen, also auch auf die gesellschaftliche Vermitteltheit der Forschung selbst; vgl. Adorno 1997.

<sup>10</sup> Die gängige Unterscheidung in hypothesenprüfende quantitative und teoriengenerierende qualitative Forschung (vgl. Bohnsack 2000: 17ff.) bietet keinen Ausweg an, da sie einen Vorrang der qualitativen, der Notwendigkeit zum „Fremdverstehen“ angemessenen Forschung behauptet und eben darüber nur einen anderen Weg der Eindeutigkeitsgenerierung wählt.

<sup>11</sup> Pierre Bourdieu (1998: 27) nennt genau dies die *illusio* des wissenschaftlichen Feldes, die ihre praktische Kontinuität ermöglicht.

<sup>12</sup> Herbert Willems (1996) hat in einem lesenswerten Aufsatz versucht, Goffman gegen Konversationsanalytiker und objektive Hermeneuten zu retten, und dabei eben dieses Argument der Kontingenz stark gemacht. Auch Jörg Bergmann warnt mit Goffman die Konversationsanalyse: „Im Vollzug wie in der Darstellung der Analyse verschwindet dabei unter der Hand häufig das Bewusstsein davon, dass es sich hierbei um einen methodologisch begründeten Determinismus handelt und der Nachweis der interaktionslogischen Strukturiertheit eines sozialen Geschehens keineswegs die ontologische Aussage impliziert, dass die Interagierenden gar keine andere Wahl hatten, als in dieser Weise zu handeln, in der dies im Datenmaterial dokumentiert ist“ (Bergmann 1991: 320).

nauso wie wir im Alltag Handeln zurechnen *müssen*, um handeln zu können, *müssen* sich quantitative Sozialforscher auf Definitionen einigen, um intervenieren, experimentieren zu können – auf Definitionen, die bekanntlich nicht falsifizierbar sind. Die qualitative Sozialforschung hingegen nimmt nun keineswegs einen größeren Realitätsausschnitt in den Blick, letztlich nicht einmal einen *anderen* Realitätsausschnitt,<sup>13</sup> sondern operiert unter den selben epistemologischen Voraussetzungen. Sie erzeugt lediglich durch ihre Beobachtungen einen anderen Forschungsgegenstand. Und das Selbe gilt auch für die begriffstechnische Theoriebildung, die irgendwo anfangen muss – z. B. mit der Behauptung von Individuen, Akteuren oder von sozialen Systemen – und dann sieht, was man damit anfangen kann. All das stilisieren wir übrigens nicht im Sinne einer Mangeldiagnose. Alles Operieren wird letztlich durch das miterzeugt, was damit ausgeschlossen ist. Jede Handhabung einer Unterscheidung, jedes Beginnen schließt andere Möglichkeiten aus – und selbst wenn es dies explizit macht, schließt es noch all die Möglichkeiten aus, die nicht weiter expliziert werden.<sup>14</sup> Die Verdeckung und Einschränkung von Kontingenz ist letztlich die Bedingung der Möglichkeit von Gegenstandskonstitution überhaupt – in der Hermeneutik nannte man dies die *Interpretationsoffenheit* aller Kulturellen. Schon dies verweist darauf, dass alles auch anders sein könnte, und der Hermeneut hat dann zu zeigen, warum es gerade *so* ist – denn gerade *so* kann es nur sein, wenn es andere Möglichkeiten ausschließt.

Es müsste sich auch an den methodischen Selbstreflexionen qualitativer Sozialforschung ablesen lassen, wie diese ihren Gegenstand konstituieren, wie sie also selbst Kontingenz einschränken. Wir beabsichtigen deshalb, die Regeln qualitativer Sozialforschung selbst als Forschungsgegenstand zu behandeln, wenn wir sie daraufhin befragen, wie sie ihre eigene Kontingenz einschränken. Es geht also nicht nur darum, *was* solche Regeln nahe legen, sondern *wie* sie sich selbst präsentieren.<sup>15</sup> Damit

wollen wir – in der Tradition von Cicourel – aus den Forschungsanleitungen etwas über den Gegenstand qualitativer Sozialforschung erfahren. Zu vermuten ist, dass die große Anzahl von Empfehlungen und Regeln zur Produktion von Bedeutung mehr über den Gegenstand qualitativer Methoden verrät als die Produkte der Interpretation. Herausstellen müsste sich, dass die z. T. gegensätzlichen Ratschläge auf ein gemeinsames Problem reagieren und dass letztlich z. B. objektive Hermeneutik und wissenssoziologische Ansätze (vgl. Lüders/Meuser 1997) oder Interviewforschung und Konversationsanalyse (vgl. Bergmann 1981) gar nicht so weit voneinander entfernt sind, wie sie selbst glauben. Wir werden zeigen, dass sich die qualitative Methodologie eher damit herumschlägt, wie man Kontingenz methodisch kontrollieren, i. e. wegarbeiten kann, *anstatt Kontingenzbearbeitung und -entfaltung als ihr eigentliches Thema zu entdecken.*

## 2. Das Gültigkeitskriterium: Die Narration oder die kommunikative Kompetenz

Dass es unter dem Titel ‚Narration‘ um Fragen der Gültigkeit geht, darauf hat Uta Gerhardt in einem Überblicksartikel über Methodologien aufmerksam gemacht (vgl. Gerhardt 1985). Die gelungene Erzählung soll die Gültigkeit der Daten, sprich: die authentische Bedeutungsgenerierung garantieren. Es war v. a. Fritz Schütze, der mit seiner fein säuberlichen Unterscheidung von autobiographischer Anfangserzählung, tangentiellm Erzählpotenzial und abschließenden Argumentationen diese Sprachform prämiert hat (vgl. Schütze 1983: 285). Aber die Fokussierung des erzählenden Zugangs zur Wirklichkeit provozierte Kritik an der unterstellten Homologie von erzähltem und erlebtem Leben, von erzählendem und erzähltem Ich (vgl. Nassehi 1994, 1995a). Freilich sind es nur noch wenige, die nach wie vor eine Homologie unterstellen, wie man das

<sup>13</sup> Und damit lässt sich auch nicht davon sprechen, dass die qualitative Sozialforschung einen natürlicheren oder zumindest „quasinatürlichen“ (Hitzler/Honer 1997: 9) Ausschnitt in den Blick nehmen würde.

<sup>14</sup> An dieser Stelle setzt die in der neueren systemtheoretischen Diskussion erörterte *Formenlogik* an, die Formen nicht nur als Resultate von Unterscheidungen ansieht, sondern Unterscheidungen selbst noch von einer unmarkierten Seite unterscheidet, die die Operation nicht sehen kann. Wir verzichten hier auf eine Integration dieses Kalküls in unsere Argumentation; vgl. dazu grundlegend Luhmann 1993, Nassehi 1995b.

<sup>15</sup> Diese Formulierung erinnert an die Grundannahme von Garfinkel, „that the activities whereby members produce and manage settings of organized everyday affairs are identical with members' procedures for making those settings ‚accountable‘“ (Garfinkel 1967: 1). Vgl. zum Gesamtzusammenhang der ethnomethodologischen Gegenstandskonstitution einschließlich ihrer theoretischen Schwächen Eickelpasch 1982. Eine Schwäche der ethnomethodologischen Argumentation sehen wir darin, dass sie den Blick nur auf die Ethnomethoden und nicht auch auf sich selbst und ihre Gegenstandskonstitution richtet, sondern immer nur schlicht „Vollzugswirklichkeit“ diagnostiziert.

etwa noch bei Werner Fuchs-Heinritz formuliert findet: „Der als narratives Verfahren bekannte Interpretationsweg hat die erzähltheoretische Annahme zur Grundlage, dass der Text, soweit er aus Erzählungen besteht (sic), ... dem wirklichen Ablauf der Ereignisse damals folgt“ (Fuchs-Heinritz 1998: 14).

Die erkenntnistheoretische Naivität, die sich in solchen Sätzen offenbart, ist bereits eingehend kritisiert worden und zum Ausgangspunkt einer neu positionierten Biographieforschung gemacht worden (vgl. Nassehi 1994), die ihre kommunikations- und beobachtungstheoretische Lektion gelernt hat. In Abgrenzung zum handlungstheoretischen Interesse der subjektorientierten Soziologie gibt der Text eben nur über gegenwartsbasierte soziale Prozesse Auskunft, in denen – der Geschlossenheit bewussten Operationen entsprechend – die Individualität des einzelnen über autobiographische Selbstbeschreibungen eingeholt wird. Dass immer nur je vergegenwärtigte Ereignisse erzählt werden, lenkt nun den Blick auf die Flexibilität der individuellen Selbstbeschreibung, die mehr über den sozialen Kontext als über die erzählte Zeit selbst aussagt. Es ist nun die *gegenwärtige Vergangenheit* sowie die Selbstreflexion auf den zeitlichen Prozess des Lebensverlaufs, der im Vordergrund biographiesoziologischer Untersuchungen steht und methodologisch verarbeitet wurde (vgl. Hahn 1988, Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997a, Rosenthal 1995, Corsten 1994, Engler 2001).

Die besondere Funktion der Homologie-Unterstellung war es, die Kontingenz der Daten in der Weise eingeschränkt zu sehen, dass das *erzählte* Leben auch das *erzählte Leben* darstellen muss. Gewissermaßen nachträglich wird die mögliche Mannigfaltigkeit des Erzählbaren dadurch eingeschränkt, dass es *erzählt* wurde. Kontingenz werde – so wollte man glauben – von vornherein verhindert, weil die biographische Erzählung ihre Nicht-Kontingenz schon dadurch verbürgt, dass sie erzählt wurde. Es bestand dann nur noch das Problem der kommunikativen Gattung: *Wurde auch ‚wirklich‘ erzählt?*

Auch wenn es viel Streit um die allzu einfache Schützesche Fassung der Homologieunterstellung gegeben hat, lebt die Homologie doch weiter. Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal sprechen in einem grundlegenden Aufsatz zur Methodologie und Methodik des biographischen Interviews davon, „rekonstruieren (zu) wollen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben, und wie dieses Erleben ihre heutige biographische Gesamtsicht bestimmt“. Und noch genauer: „Nur die Erzählung einer Geschichte ermöglicht, neben der

Reinszenierung vergangener Situationen im sprachlichen Spiel, die Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion des damaligen Handlungsablaufs oder der damaligen Ereignisgestalt im Kontrast zu der heutigen kognitiven, aber auch emotionalen und leiblichen Sicht auf diese Dinge“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b: 413). Genauso deutlich formuliert Wohlrab-Sahr: „Was rekonstruktive Verfahren ... ermöglichen, ist also ... die Erfassung der subjektiven Aufbereitung dieser Ereignisreihen, also deren früherer ‚Bedeutung‘, zu der sich der Sprecher aus heutiger Sicht ins Verhältnis setzt“ (Wohlrab-Sahr 1999: 488). Und noch einmal zusammenfassend: „Aber ein bloßes Absehen von Inhalten – und damit auch von der Vergangenheit – bei bloßer Konzentration auf die Form, bleibt für die Biographieforschung unbefriedigend“ (ebd.: 490). Wohlrab-Sahr kontert Kritik an der Homologie-These, die Biographie könne den Lebenslauf nur über die Repräsentation der Biographie enthalten (so Nassehi 1994), mit dem Argument, es gehe nicht darum „Objektives“ und „Subjektives“ ins Verhältnis zu setzen, „sondern *in der Vergangenheit Erfahrenes und gegenwärtig Erzähltes*“ (ebd.: 487) – als könnte das Vergangene überhaupt anders gefasst werden als im Sinne vergangener Erfahrung.

Dass die Vergangenheit als gegenwärtige Vergangenheit dargestellt wird, ist also inzwischen unbestritten.<sup>16</sup> Aber auch dass vergangene Abläufe – und sei es als Erfahrungsaufschichtung – rekonstruierbar sind, wird weiterhin zum Spezifikum der Biographieforschung erklärt. *Am Vorwurf der Unterstellung einer unhaltbaren Homologie ist also dezidiert festzuhalten.* Mit Gerhardts früher Kritik an diesem Modell setzen die genannten Biographieforscher sich nicht auseinander: „Schützes Unterscheidung zwischen Erzählungen und Geschichten wird brüchig, wenn sich zeigen lässt, dass unverstellt dem Erzähler zugängliche Geschichten in der Erinnerung nicht gegeben sind bzw. dass die Kon-

<sup>16</sup> Im Übrigen verweist die Frage der Zeitmodalisierung auf grundlegendere Fragen einer Theorie sozialer Systeme, die ohnehin nur ereignisbasiert, also im Hinblick auf operative Gegenwarten zu konzipieren ist, was im Hinblick auf Zeit die Konsequenz hat, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nur als modalisierte Zeitformen führen zu können; vgl. grundlegend Luhmann 1984. Wir können es hier nur bei dieser kurzen Anmerkung belassen, verweisen aber auf entsprechende Theoriediskussionen innerhalb der Geschichtswissenschaften, deren eigene Historisierung das Problem der Zeitmodalisierung aufwirft, ohne dass man deswegen auf *Historiographie* (sic!) verzichten müsste; vgl. zu den temporalen Aspekten Nassehi 1993b: 202f., Koselleck 1989: 320.

struktivität, die der Erzählung eignet ... bereits den Geschichten zukommt, dem Gegenstand des Berichts“ (Gerhardt 1988: 243). Die Hartnäckigkeit, mit der der Verdacht einer homologisierenden Interpretation zurückgewiesen wird, verdeutlicht aber ein grundlegendes Dilemma der Biographieforschung: *Wie soll man ohne ‚Lebenslauf‘ die Eindeutigkeit der Bedeutungen garantieren?* Vom Kontext der Interviewsituation wird also im Falle der Biographieforschung auf den übergeordneten Kontext einer am Lebenslauf orientierten biographischen Gesamtpräsentation geschlossen, deren Hervorlockung der Kunstfertigkeit des Interviewers zu verdanken ist.

Wie wenig mit der Bescheidung auf das Konstrukt Narration gewonnen ist, kann man erst sehen, wenn man die Narration als eine Präsentationsform unter vielen anderen Selbstbeschreibungen sieht – und exakt das ist es, was wir in unserer eigenen Forschungspraxis schon in unseren ersten „biographischen“ Interviews feststellen durften. Nach den strikten Regeln der Biographieforschung hätten gerade jene sprachlichen Repräsentationen, die „Todesbilder“ am kontextstabilsten enthalten hatten, aus dem Fundus des zu interpretierenden Materials entfernt werden müssen. Es ist womöglich ein Denkfehler, nur in Interviews, in denen Probanden *erzählen*, Biographieforschung zu sehen. Biographisch informiert sind alle Texte, die den einzelnen als Beobachter seiner selbst positionieren<sup>17</sup>, egal ob er erzählt, argumentiert oder gar – der Biographieforschung am verdächtigsten – reflektiert.<sup>18</sup>

Entscheidend ist dann die Frage nach den Strukturen sprachlich verfasster Kommunikationen überhaupt. So gesehen, wird in „biographischen“ Interviews nicht einfach schlicht auf den übergeordneten

Kontext der Biographie zurückgegriffen, sondern es wird letztlich nach Chancen gesucht, zu reden, ohne unterbrochen zu werden bzw. ohne das Interaktionsgeschehen zu stoppen, was höhere Begründungslasten aufbauen dürfte als weiter zu kommunizieren. Grundlage all dessen, was klassisch als Autobiographie identifiziert wird, ist nicht die anthropologische Befähigung zu einer mehr oder weniger unreflektierten, mehr oder weniger erzählgetriebenen Selbstidentifikation (vgl. Bruner 1999, Brockmeier 1999), sondern schlicht die evolutionäre Chance zu einer minimal ablehnungsgefährdeten, asymmetrischen Kommunikation. Und was soll man sagen, wenn vor einem erwartungsvoll der Forscher sitzt und Verständnis signalisiert? Man erzählt.

Typischerweise muss eben an dieser Stelle nicht autobiographisch ‚erzählt‘ werden, es kann auch von relevanten Anderen ‚berichtet‘ werden (z. B. der Familie) oder die ‚Reflexion‘ der momentanen Verfassung im Mittelpunkt stehen. Der biographisch interessierte Forscher wird in solchen Fällen seinen Erzählstimulus überprüfen und sanft zu den „Geschichten von früher“ hinlenken, die er erwartet, und er wird das Interview enttäuscht zur Seite legen, wenn sich nicht der gewünschte Effekt einstellt. Immer wird sich jedoch ein Thema finden, das – je nach Forschungsperspektive und Kunstlehre – verstärkt wird. Eine klare Ablehnung von sprachlicher Kommunikation überhaupt wird es jedenfalls kaum geben. Auf diesem Weg stellt sich ein – evolutionstheoretisch bekanntes – Phänomen ein: die Abweichungsverstärkung. Mit Hilfe des „narrative smoothing“ (Murray 1995: 181) werden nicht nur neue Erlebnisse in den Bestand integriert, sondern auch Strukturen geschaffen oder besser: *Unterscheidungen etabliert* (vgl. Nassehi 1997). Biographische Kommunikation, die sich selber stimulieren muss, wendet Vertrautes auf Unbekanntes an und tradiert damit die bereits bekannten eigenen Differenzschemata. Wer die Welt in Männer und Frauen aufteilt, überprüft dann vielleicht, ob auch die Vergangenheit von dieser Unterscheidung geprägt war, und gelangt auf diese Weise zu einer konsistenten Erzählung. Wer nur die Eigenen (Familie) und die Anderen kennt, erzählt dem fremden Sozialforscher nur von den rosigen Seiten des eigenen Familienlebens und erzeugt so erst die für den Biographieforscher so spannende Figur des Verschweigens<sup>19</sup>.

<sup>17</sup> Und damit wird auch die Beobachtung von solchen Themen interessant, die eben nicht erlebt sein können, aber doch im Rahmen der Selbstbeobachtung Bedeutung gewinnen können, eben z. B. Todesbilder.

<sup>18</sup> Fischer-Rosenthal und Rosenthal fassen die mit den anderen Texttypen verbundene Problematik folgendermaßen zusammen: „Solange wir direkt sogenannte Alltagstheorien und Deutungsmuster im Interview (im Texttyp des Argumentierens und des Beschreibens von Motiven und Gefühlen) ansteuern, also unabhängig von deren Genese und Konstitution in der Lebensgeschichte betrachten und erheben, solange sind wir weit von der alltagsweltlichen Handlungspraxis und ihrer Erfahrungs- und Wissensgenerierung entfernt“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 414). Carsten Ullrich ordnet seinen Versuch, explizit mit Argumentationen zu arbeiten, um an Derivationen von Deutungsmustern zu gelangen, genau vor diesem Hintergrund als ungewöhnlich ein; vgl. Ullrich 1999: 429.

<sup>19</sup> Peter Fuchs spricht in Bezug auf Familien gar von „Verschweigesystemen“ (Fuchs 1999: 75), was uns in seiner Argumentation jedoch zu intentionalistisch klingt. Das Verschweigen – so müsste man besser formulieren – wird



Wer dagegen seine Chancen bedenkt, überprüft seine Gegenwart auf Gewinne und Verluste und muss eine Vergangenheit erzeugen, die in der Reflexion immer wieder neue Optionen eröffnet.

Dass sich im Verlauf dieser sich selbst überlassenen Kommunikation Kohärenz einstellt, ist damit nicht weiter verwunderlich. Der Erzähler nutzt schlicht die Freiheit zur nicht ablehnbaren Kommunikation und profiliert, was er immer schon wusste. Dass er etwas profilieren muss, liegt in der Natur dieser Art von Interaktion, die – mit einem Vorschuss an Anschlussfähigkeit – vom Druck des Verstehens befreit ist. Interviews generieren Interaktionssysteme, also soziale Systeme, die auf der wechselseitigen, gleichzeitigen Wahrnehmung von Interviewer und Interviewpartner aufbauen (vgl. Luhmann 1984: 551f.). Die Besonderheit von Interviewinteraktionen besteht darin, dass die Anschlussfähigkeit des Gesagten asymmetrisiert zurechenbar ist, die Kommunikation also letztlich vom Risiko der Ablehnung befreit ist.<sup>20</sup> Dem klassischen Erzähler stellt sich hier kein Problem, denn er weiß ja schon immer, wie sich alles zugetragen hat. Das Problem der Selektion von Anschlüssen ist in diesem Fall durch die selektionsbegründende Thematik gelöst.<sup>21</sup>

erst sichtbar und damit problematisch, wenn „offen“ geredet werden muss, und beginnt eben nicht als bewusster Akt. Erst der Beobachter „sieht“, dass etwas verschwiegen wurde, und auf eben diese Weise kann dann die Thanatologie auch leicht konstatieren, Nicht-Reden vom Tod sei Verschweigen des Todes; vgl. zur Verdrängungsdebatte Nassehi/Weber 1989.

<sup>20</sup> Da Interviewkommunikation in der Regel von diesem Risiko befreit ist, fehlt ihr zugleich die dialogische, interaktive Verstehenskontrolle. Diese wird dadurch kompensiert, dass die asymmetrische Konstruktion der Situation so etwas wie einen *virtuellen Adressaten* entstehen lässt, an dem sich die Kommunikation selbst abarbeitet und der als vorgestellte Verstehenskontrolle mitläuft. Vgl. dazu ausführlich Nassehi 1995a: 83ff.

<sup>21</sup> An dieser Stelle kann im Übrigen auch der „schlechte“ Erzähler rehabilitiert werden. Wenn sich die Anschlussfähigkeit des nächsten Satzes nicht durch die unumstößliche Ordnung der Lebenswelt ergibt, muss auf etwas anderes zurückgegriffen werden. In solchen Situationen, in denen der Erzähler stockt, gleichwohl aber auch nicht mit einer entsprechenden ‚Coda‘ das Ende der Erzählung signalisiert, kann man miterleben, wie „Eigenwerte“ der Selbstbeschreibung aufgebaut werden. Die dramaturgisch gelungene Erzählung steht so neben der stockenden Erzählung, die Erzählung neben dem Bericht und profiliert eben nicht die Narration, sondern die Selektion unter Bedingung sprachlich verfasster Kommunikation. Schütze bezeichnet eben diese Erzählprobleme als „rätselhafte Stellen im narrativen Interview“ (Schütze 2001: 12) und interpretiert sie als Zeichen für „Schwierigkeiten des Subjektes

Über die Verstärkung der selbstreferentiellen Abweichung werden individuelle Differenzschemata sichtbar, die zwischen dem Selbst und der Umwelt ordnen und Situationen für die Informationsgewinnung nutzbar machen. Diese Situation ist den Interviewten durchaus vertraut. In Prozessen der Sozialisation haben sie gelernt, solche Differenzschemata anzuwenden, zu verwerfen und zu profilieren. „Zunächst sozialisiert das kommunikative Geschehen selbst – und zwar nicht dadurch, dass es richtiges oder unrichtiges Verhalten sanktioniert, sondern dadurch, dass es als Kommunikation gelingt“ (Luhmann 1984: 330) – oder eben nicht.

Zur Evolution dieser Selbstbeschreibungstechniken trägt nicht zuletzt auch die Interviewsituation selbst bei. Ähnlich wie der mehr oder weniger große Freiraum am Frühstücks- oder Stammtisch gestattet sie dem Erzähler, zur Unterscheidung des Selbst von anderen als tauglich empfundene Kategorien zu identifizieren und sie auf ihre sprachliche Anschlussfähigkeit hin zu erproben. Die Kommunikation enthält also immer schon Altbekanntes – und damit auch eine Welt außerhalb des Textes – und Neugeschaffenes. Sie enthält für den Erzähler die Möglichkeit, sich selbst in den vertrauten Unterscheidungen wiederzufinden und Unterschiede zu anderen zu profilieren.

Mit dieser Form der sanften Abweichungsverstärkung sind typische methodische Probleme verbunden. Natürlich befürchtet der Forscher, in der Interviewsituation Einfluss zu nehmen und damit die Daten zu manipulieren. Natürlich erlebt der Forscher, dass extrem ungewöhnliche Selbstbeschreibungen entstehen, die deutlich den Verdacht der Lüge nähren (vgl. Böttger 1996: 142). Aber genau diese Phänomene sagen eben sehr viel über die Bedingungen dieser spezifischen Form von Interaktion mit Ablehnungsverzicht aus und eben auch über die jeweiligen selbstidentifizierenden Unterscheidungen, die nun z. B. die heldische Darstellung eindeutig präferieren.

An dieser Stelle lassen sich nun die Argumente der Ethnomethodologen stark machen. Unter dem Stichwort ‚kommunikative Kompetenz‘ werden eben jene ‚kommunikativen Gattungen‘ beschrieben, von denen sich Wohlrab-Sahr für die Biographieforschung keine Hilfe verspricht. Der Verweis auf Kontexte, die durch die Kommunikation erst hergestellt werden und dadurch die Handlungen interpretierbar machen (vgl. Günthner/Knoblauch

mit sich selbst“ (ebd.: 14). Während hier die nicht gelungene Erzählung auf eine gebrochene Identität verweist, lesen wir Erzählungen und eben auch Berichte und Reflexionen als Generatoren von Identität.

1994: 699), eben z. B. als biographische Gesamtpräsentation, wird von Gerhardt als „Situation ‚ad quem‘“ (Gerhardt 1988: 242) beschrieben: „Sie (die Situation, d. Verf.) verfolgt den Zweck, einen Gesprächspartner von etwas zu überzeugen, ihm etwas Glaubhaftes glaubwürdig zu erzählen“ (ebd.). Kommunikative Gattungen sieht man, wenn man nach Kontexten sucht, die sich aus der Interaktionssituation heraus erklären lassen. Der Anschluss der *objektiven Hermeneutik* und der *Konversationsanalyse* an diesen Kontext erfolgt jedoch bei weitem rigider, als dies der noch so offene Begriff der Luckmannschen kommunikativen Gattung nahe legt. Beide qualitativen Programme versuchen, den Zufall aus ihren Interpretationen auszuschließen und rechtfertigen dieses Vorgehen damit, dass ja auch die Sozialwelt selbst letztlich streng regelgeleitet zu denken ist. Oevermanns Hinweis auf *latente Sinnstrukturen* verdeutlicht dies; sie gelten ihm als „objektiv gegebene Realitäten genau insofern, als sie von *objektiv geltenden Regeln* im Sinne von Algorithmen generiert werden und als solche mit Anspruch auf objektive Gültigkeit durch Inanspruchnahme genau jener Regeln im Interpretationsakt rekonstruiert werden können“ (Oevermann 1993: 141). Der Blick auf die Kontingenzbearbeitungsstrategien von qualitativen Daten wird hier bereits mit dem schweren Geschütz einer *algorithmischen* Gesellschaftstheorie eingeschränkt; dem Algorithmus auf die Spur zu kommen, ist dann nur noch eine Sache der entsprechenden Kunstfertigkeit und psychischen Gesundheit des Forschers. Dass nichts dem Zufall unterliegt und alles eine – eindeutige! – Bedeutung hat, betont auch, freilich mit sparsamen theoretischen Vorannahmen, die Konversationsanalyse: „Jedes Detail eines Interaktionsablaufs – sei es ein leises Räuspern, eine kleine Dehnung, ein kurzes Ausatmen – muss als Beitrag zu einer und als Bestandteil einer Ordnung betrachtet werden, und keines darf a priori als insignifikant, als ungeordnet, zufällig oder irrelevant abgetan werden“ (Eberle 1997: 259).

Wenn man beide Ansätze zusammenführt, lässt sich die biographische Selbstbeschreibung als kommunikative Gattung führen, die sowohl auf den Kontext bisheriger biographischer Selbstbeschreibungen zurückgreift als auch auf den Kontext der Interaktion zugeschnitten ist. Gültigkeitskriterien kann man den Daten mit diesem Kompromiss nicht verpassen, denn beide Kontexte lassen sich nicht über einen übergeordneten Kontext des gemeinsamen Sinnverstehens ineinssetzen. Nur über die Anschlüsse der Kommunikation lassen sich die Kontexte rekonstruieren, die verwendet werden, und nur über die

Unterschiedlichkeit der Kontexte lassen sich Bedeutungen forschungspraktisch generieren.

Wenn man die *Kontingenz* des Forschungsgegenstandes nicht vorschnell schon durch normative Erwartungsstile dem Interviewtext gegenüber opfert, bekommt die nun beobachtbar gewordene Kontingenz der Daten jene *Bedeutung*, die sie im Hinblick auf die Fragestellung des Forschers haben kann. Dann wird dem forschenden Blick sichtbar, dass er Kontingenz beobachten kann, d. h. Daten erhält, die im Lichte anderer, ausgeschlossener Möglichkeiten gelesen werden müssen, um das Spezifische einer Interviewäußerung verstehen zu können.<sup>22</sup> Mit dem Hinweis auf die „Situation ad quem“ ist bereits der Blick auf die beteiligten Personen gerichtet. Und nun muss man fragen, welche Konsequenzen eine sozialforschende Orientierung an konstruierten Kontexten für die Konstruktion der Personen hat.

### 3. Die Installation der Personen: Authentische Sprecher oder recipients?

Nachdem die politisch interessierte Aktionsforschung ihren Gegenstand verloren hat, kann zwar

<sup>22</sup> Dass etwas ausgeschlossen wird und gerade dies von Interesse sein könnte, ist vor allem der Biographieforschung bekannt. Wohlrab-Sahr grenzt sich von einer entlarvenden Biographieforschung ab, die „möglichst geheime, problembeladene Ereignisse aufspürt, aus denen vermeintlich ursächlich andere Ereignisse folgten“ (Wohlrab-Sahr 1999: 492), und interessiert sich statt dessen dafür, wie – in der Tradition der objektiven Hermeneutik – mit Hilfe von Sozialstrukturanalyse, Lebenslaufforschung und komparatistischen hermeneutischen Analysen – das, was nicht erzählt worden ist, näher bestimmt werden kann. Beide Male hat das Nichterzählte eine prominente Stellung, weil über das vermeintlich konkret Ausgeschlossene die Bedeutung des Eingeschlossenen bestimmt wird. Dass von etwas nicht erzählt wird, erscheint in diesem Fall als bestimmte Negation, was wiederum nur möglich ist, wenn von einer Interpretationsgemeinschaft ausgegangen wird, die sich schon immer im gleichen Kontext bewegt. Uns geht es statt dessen darum zu zeigen, dass das Ausgeschlossene als unbestimmte Negation anderer möglicher Unterscheidungen (s. o.) gelesen werden muss, dass also ein eigenständiger Kontext erst erzeugt wird, von dem aus dann erst alles andere mit Bedeutung belegt wird. Dass von (vielleicht auch bekanntermaßen problematischen) familiären Verhältnissen nichts erzählt wird, heißt dann nicht, dass sich die Erzählung dieser Problematik verweigert, sondern dass für die Erzählung andere Themen konstitutiv sind. Der komparative Blick belehrt nicht darüber, auf was eigentlich alles zurückgegriffen werden müsste, sondern darüber, dass auf Unterschiedliches zurückgegriffen werden kann.

die Asymmetrie der Interviewsituation deutlich betont werden, ein Expertenstatus auf Seiten des Forschers wird jedoch nicht als sinnvoll erachtet. Ronald Hitzler und Anne Honer formulieren prototypisch, „dass der Interpret sich gegenüber dem ihm begegnenden ebenso wie auch gegenüber seinen eigenen Wissensbeständen ‚künstlich‘ dumm stellt ... , um so das infrage stehende Phänomen von seinen kulturellen Routinekonnotationen ‚gereinigt‘, d.h. quasi ‚neu‘ konstituieren zu können“ (Hitzler/Honer 1997: 24). Die Konstruktion der Beteiligten als Fremde verdankt sich dem Wunsch nach mehr Authentizität und nährt den Verdacht, ansonsten Beliebigkeit zu erhalten. Kontingenz wird also in diesem Fall über den reflektierenden Forscher ausgeschlossen, der sich dem anderen und den Verhältnissen möglichst unvoreingenommen stellen soll, um so dem ‚wahren Kern‘ näher zu kommen. Hitzler und Honer fordern deshalb typischerweise, „soziale Praktiken in den mannigfaltigen ‚Sinnwelten‘ moderner Gesellschaften erst einmal so ‚unverwandt‘ anzuschauen, als ginge es dabei um ‚exotische‘ Sitten, Gebräuche, Rituale und Weltanschauungen“ (ebd.: 13). Die Schützischen Sinnprovinzen sind also sowohl vertraut – sonst müsste man sich nicht ‚unverwandt‘ zeigen – als auch mannigfaltig, also in ihren Details fremd. Es drängt sich deutlich der Eindruck auf, als könne aus der privilegierten Position des Forschers heraus am Beispiel des anderen beschrieben werden, was doch für alle typisch sein soll. Und wiederum wird so ein übergreifender Kontext vorausgesetzt, in dem „die semantische Identität einer Botschaft“ (Reh 2001: 36) für möglich gehalten wird.

Die Unentschiedenheit dieser Position, die sich dem Subjekt/Objekt-Schema und den damit verbundenen epistemologischen Unklarheiten verdankt, führt zu typischen Problemen. Wiewohl sich fast alle Forscher darin einig sind, eben jene „kleinen Welten“ (Marotzki 1998: 52) erforschen zu müssen, beklagen doch auch schon die ersten wieder, dass dieses Vorgehen nicht weiterführe. Silverman (1994: 98) langweilt an der qualitativen Sozialforschung „tourism“ (Suche nach dem Anderen) und „romanticism“ (Glaube an authentische Erfahrungen), und Denzin fasst das Interesse der Sozialforscher treffend als Interesse an „epiphanic experience“: „This means that interactionist narratives often convey pathos, sentimentalism and a romantic identification with the person being written about. Interactionists often study the deviant, stigmatized, lonely, unhappy, alienated and powerless people in everyday life“ (Denzin 1995: 44). Der Hunger nach einer Beschreibung des Lebens, wie es wirklich ist,

treibt Sozialforscher in die Hypostasierung des Exzentrischen.<sup>23</sup> Dass es in Fällen des sehr Ungewöhnlichen so ist, wie es ist, lässt sich dann besonders gut rechtfertigen.

Zu einem guten Teil ergibt sich dieses Phänomen der exotischen kleinen Sinnwelten sicherlich durch die Interviewsituation selbst. Wer schon einmal ein Interview geführt hat, kennt die Angst der Interviewten, mit ihren „banalen“ Geschichten dem Forscherinteresse nicht gerecht werden zu können. Der Verzicht auf Ablehnung der Kommunikation von Seiten des Forschers und die damit einsetzende Abweichungsverstärkung tun dann ihr übriges. Zu weiten Teilen ist dieses Phänomen aber auch der methodologischen Grundlegung der Forscherperspektive geschuldet. Solange ein Welt thematisierendes Subjekt zugrunde gelegt wird, muss der Forscher alles tun, um dieses Subjekt möglichst unbeeinflusst seine Perspektive entfalten zu lassen. Sichtbar wird dieses Subjekt jedoch nur als das Andere, eben als eine Perspektive, die dem Forscher fremd ist. Je erstaunlicher sich nun darstellt, was der andere erzählt, um so eher erscheinen die Inhalte als Garanten einer authentischen Rede. Silverman versucht dieser Falle zu entgehen, indem er ethnomethodologisch auf „conversational skills“ und nicht auf „content of what they are saying and its relation to the world outside the interview“ (Silverman 1994: 98) setzt. Beispielhaft verdeutlicht er mit dieser Technik, dass in vielen Fällen vielleicht moralische Empörung des Interviewten nicht Authentizität verbürgt, sondern eben nur einen bestimmten Status anhand einer „moral tale“ (Silverman 1994: 109f.) verifiziert. Eltern, die sich Kinderärzten gegenüber aufgrund ihrer übertriebenen Sorge blamieren, etablieren sich eben auf diese Weise als gute Eltern. Nicht der Ärger über die verständnislosen Ärzte steht also im Vordergrund, sondern schlicht die eigene Positionierung. Nicht das Verstehen des Fremden ist hier angesagt, sondern die Beobachtung der Technik zur kommunikativen Herstellung von Fremdheit. Die Konversationsanalyse fasst dieses Phänomen treffend als „recipient design“ (Eberle 1997: 256) und wundert sich gar nicht darüber, dass die Sätze auf das Gegenüber zugeschnitten sind.<sup>24</sup>

<sup>23</sup> Man könnte das Interesse am Exotischen vielleicht informationstheoretisch erklären. Informationswert hat bekanntlich ja nur das, was Überraschung freisetzt, was Differenz erlebbar macht. Und die kommunikative Situation des Interviews dürfte vor allem an der Selektivität der Information interessiert sein, die ohne Überraschungswerte schnell implodiert.

<sup>24</sup> An dieser Stelle muss wiederum auf Cicourel verwiesen

Unseres Erachtens lässt sich über diese Argumentation aber noch hinausgehen. Es geht eben nicht nur um ein ‚recipient design‘, bei dem Interviewer und Interviewter Rollen im Rahmen der common-sense-Regeln übernehmen, sondern auch um spezifische Rollen, die beide – im Kontext von biographischer Selbstbeschreibung einerseits und Interaktionssituation andererseits – einnehmen. Wohlrab-Sahrs Wunsch, „bestimmte Optionen als Lösungen für bestimmte Probleme“ (Wohlrab-Sahr 1999a: 492) erklären zu können, lässt sich auch ohne den Verweis auf die „Geschichte“ der Biographie erfüllen. Selbstbeschreibungen, die sich selbst verstärken, erzeugen nicht nur eine eigene damit verbundene Umwelt, sondern sie platzieren auch den Forscher in dieser Umwelt. Wissenschaftliches Verstehen verläuft dann nicht über die harmonisierende Verdeutlichung, „how our concepts interconnect“ (Dey 1993: 30), sondern über die Beobachtung der eigenen Rolle in der Darstellung des anderen. Als Mitglied einer fremden Familie, als in die Verhältnisse Eingeweihter oder auch als überprüfender Wissenschaftler eingeordnet zu werden, sagt viel über jene Differenzschemata aus, die der Erzähler verwendet. Bestandteil der fremden Welt ist eben auch der Forscher, dem als „virtuellem Publikum“ (Nassehi 1995a: 84) genauso eine Position zugewiesen wird, wie es der Forscher mit dem Beforschten macht, wenn er ihn als Forschungsobjekt identifiziert. Eine gemeinsame Welt entsteht daraus nicht. Fremd sind sich diese Perspektiven also immer, und interessant ist vor allem, wie der Forscher vom Erzähler als Bestandteil eines virtuellen Publikums in eine virtuelle Realität eingepasst wird. Das Spiel ließe sich auch anders herum angehen und würde dann eben die virtuelle, über eine scientific community konsentier-

werden, der beispielhaft verdeutlicht hat, dass eben diese Prozesse der Herstellung von Authentizität interessieren. „Der Interviewer muss die Fähigkeit haben, Stimmungen und Gefühle wie Angst, Argwohn und Aufrichtigkeit zu beurteilen, um die Versuchsperson nicht zu ‚verlieren‘. Eine doppelte Verantwortlichkeit wird dem Interviewer zugeschrieben: er muss spontane Partizipation simulieren und gleichzeitig die Ansichten der Versuchsperson in bezug auf das Interview, den Beobachter und ihre Beziehung beurteilen. Inzwischen tut der Befragte das gleiche oder etwas Ähnliches, aber er mag nicht so darauf bedacht sein, die Interaktion aufrechtzuerhalten, und kann daher die vorteilhaftere Position haben“ (Cicourel 1970: 113). Und später: „Was gebraucht wird, ist eine explizitere und präzisere Theorie, eine die die allgemeinen sozialen Typen, die in der Gesellschaft zu finden sind, die typischen Arten der vollzogenen Unterstellungen und der interpretativen ‚Regeln‘, die zur Handhabung der wechselseitigen Gegenwart angewandt werden, bezeichnet“ (ebd.: 129).

te Realität des Forschers profilieren, wie es im Fall der quantitativen Sozialforschung regelmäßig der Fall ist. Privilegiert ist in der qualitativen Sozialforschung jeweils derjenige, der sich zu einem Baustein evolutionärer Mechanismen der Selbstbeschreibung machen lässt, und zwar nur insofern, als er aus der Inanspruchnahme seiner Person auf die Unterscheidungsstrukturen des anderen schließen kann. In der Tat sähe ein Interview mit einem anderen Forscher unter diesen Bedingungen vielleicht anders aus, vielleicht aber auch so ähnlich. Kontrollieren lässt sich diese Situation nicht an einem emphatischen Subjektbegriff, der Authentizität verbürgen soll. Kontrollieren lässt sich diese Situation überhaupt nicht, weil es ja eben dem Interviewten freistehen soll, die Person des Forschers im Sinne seiner Selbstbeschreibung zu verwenden. Genauer müsste man formulieren: Es ist die Kommunikation selbst, die die beiden Rollen des Forschers und des Beforschten konstituiert und in deren Möglichkeitsraum diese erscheinen. *Wie* dies geschieht, ist freilich kontingent, ist gewissermaßen das, was einen Unterschied ausmacht. Gerade an der kommunikativen Herstellung von Interviewer und Interviewtem, von Thema und Publikum, von Erwartungshorizont und Enttäuschungsabsorption lässt sich zeigen, wie Interviewinteraktionen selbst Kontingenz einschränken und so zu ihren Bedeutungsgehalten kommen. Und wenn es hier zu Regelmäßigkeiten kommt, zu Typischem oder auch nur zu komplementären Mustern, ist das ein Hinweis darauf, dass jede konkrete Einschränkung von Kontingenz innerhalb sozialer Strukturen erfolgt, phänomenologisch gesprochen: dass jede Typisierung bereits in einer typisierten Welt statthat. Es ist freilich *kein* Hinweis auf das Walten übergeordneter Regeln oder stufenhierarchisch organisierter Weltordnungen.

Als Minimalanforderung ließe sich deshalb formulieren, dass der Forscher sich vom Interviewten bzw. von der Interviewkommunikation benutzen sollte. Aber auch das kann nur dann sinnvoll sein, wenn klar ist, dass es nur um die *Simulation* von Verstehen gehen soll und nicht um Bedingungen einer gemeinsam entwickelten Perspektive auf die Welt. Und diese gemeinsame Perspektive lässt sich aus den ethnomethodologischen Ansätzen immer noch herauslesen, insofern sich dort eine Hermeneutik entfaltet, die um ihre hermeneutische Fundierung gar nicht zu wissen scheint. Folgt man Bergmann, dann entsteht mit dem Rezipienten der Ethnomethodologie in dem Moment, wenn „die Faktizität faktischer Ereignisse, die Objektivität objektiver Sachverhalte, die Identität identifizierbarer

Vorgänge von den Handelnden lokal hergestellt“ (Bergmann 1981: 12) wird, nur eine reproduzierte Wirklichkeit, in der die Handelnden sich gegenseitig transparent werden können. Und damit ist ja auch der Auftrag einer wissenssoziologisch inspirierten Ethnomethodologie perfekt umrissen: zu erklären, wie gemeinsames Wissen entsteht, ohne dabei auf schon vorhandene Ressourcen jenseits der Interaktion zurückgreifen zu müssen. Die Entstehung von Ordnung gilt dann als Beweis dafür, dass verstanden wurde, dass immer schon verstanden worden ist. Und eben dieses „immer schon“ soll nun im nächsten Kapitel auf seinen Entstehungsort hin untersucht werden.

#### 4. Zeitbindende Speichermedien: Prozessstrukturen oder Indexikalität?

Was gute qualitative Sozialforschung ausmacht, klärt sich meist über die Schulbildung. Nicht allgemeine Prinzipien sind dann leitend, sondern eben die „persönliche Virtuosität“ (Heckmann 1992: 146), der Habitus (Willems 1996), die Perfektion in der Anwendung eines „modus operandi“ (Bohnack/Marotzki 1998: 10). Der *modus operandi* informiert im Einzelfall darüber, wie zu fragen ist und als was Antworten gelten. Wenn es um Regeln qualitativer Sozialforschung geht, soll sichergestellt werden, dass die bedeutungskonstituierenden Kontexte auch tatsächlich alle geborgen werden können. Die Vorgehensweise ist dabei ganz unterschiedlich. Wenn Daten über Gesetzmäßigkeiten informieren sollen – wie im Falle der Oevermannschen objektiven Hermeneutik –, müssen Fragen „die Vielfalt späterer Deutungen des Falls beschränken“ (Heinze 1992: 76), also möglichst eindeutig sein. Wenn längst nicht klar ist, aus welchem Fundus der einzelne schöpft, wenn er erzählt, ist angesagt „to encourage the person to speak about the topic with as little prompting from the interviewer as possible“ (Smith 1995: 14). Wenn der Interviewer schon weiß, dass es Strukturen zu entdecken gilt, die „wirklich“ und „zeitlos“ sind und Handlungen „steuern“ (Reichertz 1997: 35), bietet es sich an, Sequenzen im Detail zu überprüfen. Das Individuum erscheint dann als Personifizierung einer Karriere, „die nicht dem blinden Zufall überlassen (ist), stets warten übergeordnete Strukturen darauf, heranwachsenden Strukturen ihre Bahn zu weisen“ (ebd.: 36). Als eine der heiligsten Regeln gilt die Vorgabe, Textteile nur in ihrer zeitlichen Abfolge zu interpretieren (vgl. ebd.: 42). Der klassische Zugang erfolgt dann über die Sequenzanalyse, die auf

Strukturen, Deutungsmuster oder sogar Tieferes überprüft wird. Mit der Heiligung dieser Regel wird sichtbar, wie hilflos die qualitative Sozialforschung irgendetwas sucht, was Sicherheit verbürgen könnte und Kontingenz unsichtbar macht. Sie reifiziert auf diese Weise kausalgesetzliche Annahmen, von denen sie sich längst verabschiedet zu haben glaubte.<sup>25</sup>

Hierfür verantwortlich zeichnet in der Biographieforschung sicher auch die Orientierung am biographischen Prozess. Fuchs-Heinritz sieht prototypisch das Besondere der Biographieforschung in der Orientierung an der Prozesshaftigkeit des sozialen Lebens: „So braucht Identität nicht als Substanz, sondern kann als Prozess gefasst werden“ (Fuchs-Heinritz 1998: 18). Die Hereinnahme des zeitlichen Arguments muss in diesem Rahmen Verwirrung stiften, weil es eben nur die Abbildungsmetapher (soziale Prozesse = biographische Prozesse) nährt. Zeitlich betrachtet ist an narrativen Interviews gerade nicht der interne zeitliche Ablauf interessant, sondern die zeitabstrakte Nutzung von Differenzschemata. Was erzählt wird, hängt von vielen Bedingungen ab. Aus der Tatsache, dass erzählt werden darf, ergibt sich die bereits beschriebene Abweichungsverstärkung. Dann erhält auch der Interviewer eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, da er sich mehr oder weniger vom Erzähler für dessen Geschichten in Anspruch nehmen lässt. Die

<sup>25</sup> Vgl. auch zur Bedeutung der Verlaufsanalyse für die ethnomethodologische Konversationsanalyse Bergmann 1981: 20. Verantwortlich für die unumstrittene Bedeutung der Sequenzanalyse für die qualitative Sozialforschung scheint gerade eben jene Bedeutungsgenerierung über die bestimmte Negation – „dies und nicht das“ – zu sein. Was erzählt, was gesprochen, was getan wird, erscheint dann als Hinweis auf eine übergeordnete Struktur (bzw. Ordnung) und nicht als Hinweis darauf, dass eine Struktur erst geschaffen wird, indem dies und nicht anderes (unbestimmte Negation) ausgeschlossen wird. Die Operativität dieser unvermeidlichen Herstellung von Ordnung bezeichnet die Ethnomethodologie als Reflexivität, als zirkuläres Muster, demzufolge „Kontext und Beschreibung eines Ereignisses ... wechselseitig füreinander konstitutiv sind“ (ebd.: 9). Dem könnten wir folgen, wenn nicht gleichzeitig dabei vorausgesetzt würde, dass diese Ethnomethoden immer schon für alle gelten (vgl. ebd.: 11). Der Gegenpol der Argumentation würde dann auch nicht lauten, dass sie stattdessen subjektiv oder beliebig sind – wie Bergmann vorschlägt, sondern dass sie kontingent sind: nicht notwendig so, aber eben auch nicht zufällig so. Anstatt von Reflexivität in bezug auf eine zwar sich immer wieder neu schaffende, aber doch auch immer schon vorausgesetzte Vollzugswirklichkeit sollte man besser von der Performativität der Daten sprechen, um die Idee der Erzeugung von Ordnung in den Vordergrund zu rücken.

größte Rolle spielt aber sicherlich der Zufall. „Zufall ist die Fähigkeit eines Systems, Ereignisse zu benutzen, die nicht durch das System selbst (also nicht im Netzwerk der eigenen Autopoiesis) produziert und koordiniert werden können. So gesehen sind Zufälle Gefahren, Chancen, Gelegenheiten. ‚Zufall benutzen‘ soll heißen, ihm mit Mitteln systemeigener Operationen strukturierende Effekte abzugewinnen“ (Luhmann 1997: 450).

In Bezug auf die bloßen Inhalte biographischer Kommunikation lässt sich dem Text kaum etwas Gehaltvolles abgewinnen. *Wie* Zufälle, also die jeweils aktuellen Selektionsnotwendigkeiten bearbeitet werden, das ist jedoch sehr interessant. Mit dem Blick auf Unterscheidungen, die der Text in bezug auf ganz unterschiedliche Fragestellungen verwendet, werden Mikrostrukturen der Evolution sichtbar. In Interviewsituationen evoluierten psychische und soziale Systeme (hier: Interview-Interaktionen), die sich gegenseitig in ihrer Differenz stimulieren. Der Prozess selbst ist nur als Koevolution zu fassen, referiert also sowohl auf Psychisches als auch auf Soziales. Wie sich psychische Systeme verändern, kann nur über die Kommunikation sichtbar gemacht werden, und auch soziale Prozesse sind nur über irritierte beobachtende psychische Systeme zu besichtigen. Dass auf Seiten des methodologisch informierten Forschers immer die gleichen (irreführenden) Fragen (*Warum musste der Interviewte gerade so antworten?*) gestellt werden, ist dabei genauso interessant wie das Phänomen sich wiederholender Anwendung von immer gleichen, aber jeweils individuell unterschiedlichen Unterscheidungen auf Seiten der biographisch Beforschten.

Der Text verweist insofern nicht nur auf den Text, sondern immer auch auf eine Umwelt, „die das System (hier: das Interaktionssystem des Interviews; d. Verf.) selbst nicht ausloten, jedenfalls nicht planarisch einbeziehen kann“ (Luhmann 1997: 433). Das Interaktionssystem des Interviews zerfällt nach dem Interview. Die biographischen Eigenwerte sind jedoch in einem neuen Interview genauso reaktivierbar, wie die forschenden Fragestellungen der Wissenschaft überdauern, und verweisen damit auf vorherige Inklusionserfahrungen<sup>26</sup> und das gegenwartsbasierte Gedächtnis des psychischen Systems. So erweist sich das psychische System als Gedächtnis von Sozialität, als Reflex auf evolutionäre Sozialkontakte. Mehr zunächst nicht. Seine Komplexi-

tät steht sozialen Prozessen zur Verfügung, seine spezifischen Strukturen im Umgang mit Evolution werden sichtbar, wenn extreme Selbstreferenz zugestanden wird. Die Interviewkommunikation findet jedoch außerhalb des psychischen Systems statt und ist immer schon auf Soziales angewiesen. Die verwendeten Unterscheidungen biographischer Interviews sind dagegen – als Resultat von lebenslangen Sozialisationsprozessen – nur dem psychischen System zuzuschreiben, denn: ähnlich, wie sich systemtheoretisch nachzeichnen lässt, dass man „die Gesellschaftsbedingtheit von Befunden dadurch nachweisen (kann), dass man zeigt, dass und wie sich in völlig verschiedenartigen Funktionsbereichen ... dieselben Grundstrukturen nachweisen lassen“ (Luhmann 1997: 43), lässt sich eben auch auf Grundstrukturen des Psychischen schließen, wenn in verschiedenen biographischen Situationen<sup>27</sup> immer wieder die gleichen Unterscheidungen verwendet werden. Eine gehaltvolle Version von Subjektivität ist aus diesem Ansatz nicht zu ziehen. Auch hochtrabende Ansprüche auf Reflexion (vgl. Breuer 1996a: 39f.) müssen abgewiesen werden und lassen einzig ein mit spezifischen Unterscheidungen und Eigenwerten beobachtendes psychisches System zurück, das eben je nur in sozialen Situationen sichtbar wird. Bei aller Kontingenz: Wenn man in einem biographischen Interview extrem abweichende Evolution ermöglicht, lässt sich seine Struktur als vorausgesetzte Einschränkung, als virtuelle Realität des psychischen Systems beobachten.

Was ist nun unter diesen Unterscheidungen, den biographischen Eigenwerten des Psychischen zu verstehen? Heinze verwendet ganz ähnliche Begriffe, um einen ganz anderen Ansatzpunkt zu profilieren: „Die Interpretation stellt ab auf die Ermittlung der inneren Struktur des Referenzsystems als eines Systems von Regeln, nach dem bestimmte Deutungen der erfahrenen Wirklichkeit vorgenommen werden, als Code, nach dem die Chiffren der sprachlichen Mitteilungen sich dechiffrieren lassen und die Mitteilungen selbst sich als lebensgeschichtlich begründet einstellen“ (Heinze 1992: 72). An diesem Ziel orientiert führt er eine beispielhafte Interpretation an, in der eine junge Frau, die nach der Geburt von zwei Kindern ein Fernstudium aufnehmen will, sich danach befragen lassen muss, warum sie ihr Studium nicht vor der Geburt der Kinder abgeschlossen hat und warum sie jetzt nicht zufrieden mit dem Status der Mutter ist. Der Interviewer ge-

<sup>26</sup> Und zu den vorherigen Inklusionserfahrungen zählt nach dem Interview eben auch die vorherige Erfahrung der Inklusion in eine Interviewsituation.

<sup>27</sup> In diesem Falle: im zeitlichen Nacheinander, denn dem psychischen System steht nur die Temporaldimension zur Reduktion von Komplexität zur Verfügung.

riert sich als Vernunftpolizei<sup>28</sup>, die den Motiven biographischer Entscheidungen nachspüren muss, auch wenn es – wie im Falle der interviewten Frau – im Einzelnen gar keine spezifisch benennbaren Motive gibt. Interviews dieser Art geben allenfalls Auskunft über die soziologischen Vorannahmen der Forscher, sagen jedoch nur wenig aus über die Lebensgeschichten und ihre Produzenten.<sup>29</sup>

Unter Strukturen sollen nach Heinze also handlungstheoretisch begründete Motive gefasst werden, die sich in der jeweiligen Kommunikationssituation bewähren müssen. Und ihre Rechtfertigung finden diese Motive über die Indexikalität der Kommunikation. Diese vor allem für die Ethnomethodologie zentrale Annahme, dass Äußerungen jeweils nur „Indikatoren für, Hinweise auf Bedeutungen, Bedeutungsgehalte“ sind (Bohnsack 2000: 19), soll die Konstruiertheit von Bedeutung in einem Kontext erklären. Mit eben dieser Annahme macht die Ethnomethodologie jedoch nicht ernst. Auch wenn Bergmann darauf hinweist, dass die Konversationsanalyse vermeiden will, „interaktive Vorgänge unter externe, vorgegebene Kategorien zu subsumieren“, um statt dessen „soziale Formen und Prozesse in ihrer inneren Logik und Dynamik zu begreifen und als sich selbst organisierende, reproduzierende und explizierende Strukturen zu beschreiben“ (Bergmann 1995: 215), versteht sie die Verwendung von Indizes doch nur als Hinweis auf eine Bedeutung, die eben letztlich doch auf einen Ursprung zurückverfolgt werden kann. Indexikalität erscheint der Ethnomethodologie so eher als Problem, denn als Lösung des Problems sozialer Ordnung; Handeln wird auf diese Weise zu einem Prozess der Entindexialisierung, bei dem von ungeklärten Bedeutungsverwendungen abgesehen werden kann (vgl. Bergmann 1981: 13).

Unseres Erachtens ist jedoch nicht die Auflösung in ein überschaubares Kausalgeschehen Zweck der qualitativen Sozialforschung, sondern die Sichtbarmachung von Eigengesetzlichkeiten, von Selbstreferenz, die etwa im Falle der eben beschriebenen jungen Frau ohne die „vernünftige“ Koordination von Kinderkriegen und Studium auskommt.<sup>30</sup> Natur-

lich lässt sich auch aus „uneinsichtigen“ Gesprächspartnern mehr herausholen, wenn man insistiert, tiefenhermeneutisch vorgeht oder das Vertrauen des Gesprächspartners gewinnt. Was man dabei erhält, ist jedoch nicht die „bessere“ oder „wahrere“ Information, sondern ein Einblick in die Strategie des Interviewpartners, mit insistierenden, bohrenden und anbiedernden Fragestellern umzugehen. Während also im Fall der Biographieforschung Prozessstrukturen als zeitbindende Speichermedien Bedeutungsidentität verbürgen sollen, wird im Fall der Ethnomethodologie der „totalisierbare“ Sprechakt (Reh 2001: 37) in der Interaktion als Bedeutungsgarant verpflichtet. Beides greift – so unsere Argumentation – zu kurz und zu weit gleichzeitig, insofern beide Kontexte eine Rolle spielen, aber eben nur als Kontexte, über die Bedeutung geschaffen wird, nicht als Kontexte, die auf den Ursprung von zeitüberdauernder Bedeutung verweisen.

## 5. Kontingenz sichtbar machen

Die vornehmste Aufgabe qualitativer Methodologie scheint darin zu bestehen, Regeln einzuführen, um sowohl die Kontingenz der Interviewsituation als auch die des zu gewinnenden Materials einzuschränken und damit handhabbar zu machen. Die Orientierung an der Regel wird jener Fetisch, an dem sich die methodische Kontrolle des Materials und des eigenen Blicks orientiert – eines Blicks, der auf subtile Weise zu glauben meint, das zu finden, was „hinter“ dem Fall steckt, ohne auch nur zu sehen, dass die methodische Regel den gleichen Regeln folgt wie ihr Gegenstand. Auch sie geht mit Kontingenz um, mit dem immer auch anders Möglichen, mit der Einschränkung dieses Raums und seiner Reifizierung durch die Bildung von Eigenwerten. Insofern ist der *qualitativ-forschende Blick auf die Methodik selbst* eine notwendige Voraussetzung dafür, überhaupt so etwas wie *methodische Kontrolle* zu erreichen. Der *soziologische Blick* besteht dann nicht in der sklavischen Reproduktion irgendwelcher Regeln, sondern in der Frage, wie sich Einzelbeobachtungen in den Horizont von Strukturen des Gesellschaftssystems stellen lassen, wie sie sich letztlich als Folgen und Folgeprobleme gesellschaftlicher Kontexte, oder besser: Kontexturen darstellen lassen.<sup>31</sup> Letztlich hat es (sozialwis-

<sup>28</sup> Heinze (1992:77) selbst verwendet die Parallele zum Kriminalisten, der „unwahrscheinliche Lesarten, die einen Fall konsistent machen ... (produziert)“.

<sup>29</sup> In diesem Fall lässt sich aus dem Interview vor allem schließen, dass die Interviewte sich gegen die Wissenschaftler nicht zur Wehr zu setzen weiß und solange Formulierungen anbietet, bis der Forscher irgendwann ein Motiv entdeckt zu haben glaubt.

<sup>30</sup> Woraus sich unter anderem auch lernen lässt, dass diese Gesellschaft eben auch viel Freiraum für „unvernünftige Entscheidungen“ – vermutlich vor allem bei Frauen, die Kinder kriegen wollen – bereitstellt.

<sup>31</sup> Der Begriff der Kontextur stammt aus Gotthard Gün-

senschaftliche) Forschung mit der Frage zu tun, wie Kontingenzzräume erzeugt werden, wie Unwahrscheinlichkeit trotzdem zu Strukturen führt, wie Selektionsspielräume Freiheitsgrade und selektive Einschränkungen gewissermaßen gleichzeitig erzeugen.<sup>32</sup>

In der Tat bekommen dann Fragen der methodischen Kontrollierbarkeit wissenschaftlicher Beobachtungen eine ganz neue Bedeutung. Wer im Gegenstandsbereich auf kausalanalytische Kontingenzdomestikationen verzichtet, wird darauf auch forschungspraktisch stoßen müssen. Methodische „Kontrolle“ ist dann kein Eindeutigkeitsgenerator mehr, sie sediert nicht den Beobachter, was wohl der Traum aller Präzision simulierenden Statistik ist. Methodische „Kontrolle“ meint auch nicht

thers (1979a, 1979b) Kritik der zweiwertigen Logik und spielt auf die selbstreferentielle Erzeugung aller Fremderferenz an. Kontexturen sind diejenigen Wirklichkeiten, in deren Perspektive Verweisungen auf die Welt als Kontexte erscheinen, deren kontextueller Ursprung der Beobachter selbst ist.

<sup>32</sup> Und das bedeutet auch, dass Forschung nicht bei einem kognitiven Nullpunkt beginnt. Den elegantesten Versuch, dieses Problem zu lösen, liefert die Ethnomethodologie. Unter dem Stichwort der Vollzugswirklichkeit fordert Bergmann, „mögliche Untersuchungsphänomene nicht einfach über eine Liste von im Vorhinein feststehenden Fragen zu lokalisieren, sondern sich vom Untersuchungsmaterial selbst vorgeben zu lassen und durch genaue Beobachtung einzuholen“ (Bergmann 1981: 21). Dem würden wir sofort zustimmen, wenn dabei mitberücksichtigt würde, dass auch der *genaue* Blick nur ein *Blick* ist, der wiederum irgendwo Halt finden muss und dadurch Ordnung erzeugt. Eben deshalb spricht die Systemtheorie von Beobachtung erster und zweiter Ordnung. Auch eine systemtheoretisch informierte qualitative Sozialforschung geht von Vorannahmen aus, die sich nicht methodisch wegarbeiten lassen – und wollte man dies, machte man sich blind dafür, Interviewauskünfte nicht schlicht nur als Informationsspeicher zu nutzen, sondern als durch Gesellschaft vermittelten Vollzug von Gesellschaft. Das hätte man alles im Übrigen schon Debatten entnehmen können, die über vierzig Jahre zurückliegen. So heißt es unübertroffen bei Adorno: „Des Aberglaubens, dass die Forschung als tabula rasa zu beginnen habe, auf welcher die voraussetzungslos sich einfindenden Daten zugerichtet werden, müsste die empirische Sozialforschung gründlich sich ent schlagen und dabei freilich längst durchgefochener erkenntnistheoretischer Kontroversen sich erinnern, die das kurzatmige Bewusstsein unter Berufung auf die vordringlichen Erfordernisse des Betriebs nur zu gern vergisst. Der skeptischen Wissenschaft ziemt Skepsis ihren eigenen asketischen Idealen gegenüber. Der Satz, ein Forscher benötige zehn Prozent Inspiration und neunzig Prozent Transpiration, der so gern zitiert wird, ist subaltern und zielt aufs Denkverbot“ (Adorno 1997: 211).

mehr die (vergebliche) Suche nach gegenstandsadäquaten Methoden, konstituieren diese doch ihre Gegenstände. Methodische „Kontrolle“ kann dann nur noch heißen: Einsicht in die epistemologische Verschlingung von Forschung und Gegenstand sowie Folgenabschätzung von Begriffs- und Unterscheidungsumstellungen.<sup>33</sup> Man kann das dann „Theorie“ nennen, vielleicht hieße es besser „Methode“, oder man lässt die Unterscheidung auf sich beruhen.

Forschen kann man trotzdem – oder erst recht. For-

<sup>33</sup> Das hat erhebliche Folgen für die *logische* Formierung der Forschung und schließt an den Diskurs um transklassische Logiken, an die poststrukturalistische Theorie der Verschiebung (*différer*) oder an die *second-order-cybernetics* an. All diese Differenzlogiken machen den Beobachter sichtbar, d.h. sie dekonstruieren die klassische aristotelische Logik, indem sie zeigen, dass die ontologische Differenz sich selbst einer Beobachtung verdankt, die beobachtbar ist. Den *locus classicus* solcher nach-aristotelischer Logiken bildet sicher Gotthard Günther: „Nothingness and Being are related to each other in such a way that their mutual ontological position is defined by the logical principle of the Tertium Non Datur (TND). Something is or it is not; that is all there is to it in ontology“ (Günther 1979a: 286). Sein überhaupt, so Günther, ist damit „logisch betrachtet eine ‚monokontexturale‘ Struktur, deren Eigenschaften durch die klassische, zweiwertig-formale Logik adäquat beschrieben werden“ (Günther 1979b: 189) können. Allerdings bedeutet diese Zweiwertigkeit des TND als Grundlage logischer Operationen nach der aristotelischen Logik überhaupt auch eine restriktive Beschränkung auf jene monokontexturale Struktur, die nur dann überwunden werden kann, wenn man zu einer „mehrwertigen Logik“ (vgl. ebd.: 181ff.) gelangt, die erkennen kann, dass Zweiwertigkeiten stets beobachterabhängig sind und dass unterschiedliche Unterscheidungen auch unterschiedliche Kontext erzeugende *Kontexturen*, konstruktivistisch gesprochen: unterschiedliche Konstruktionen von Wirklichkeit darstellen. Der daraus resultierende Begriff „Polykontextualität“ der Welt schließt einen einheitlichen, beobachterunabhängigen Seins- und Weltbegriff aus – und: er schließt ein, dass auch die Beobachtung, dass jede Beobachtung ein eigenes Universum konstruiert, nur eine Beobachtung von Beobachtungen ist (zum Gesamtkomplex solcher Differenztheorie vgl. Nassehi 1995b). Das hat für unseren Kontext zur Folge, dass sich sowohl die qualitativ-empirische Sozialforschung selbst als auch ihr Gegenstand operativ in selbst hergestellten Kontexturen reproduzieren, die je nur für einen Beobachter sichtbar werden, der damit wiederum selbst sichtbar wird. Der Umgang mit Kontingenz ist sodann nichts anderes als die Entfaltung solcher Kontexturen im Horizont anderer Möglichkeiten, die einer auf polykontexturale Realitäten geeichten Forschung dann als Gegenstand erscheinen. Auf das Problem einer allein zweiwertig geeichten Soziologie hat besonders deutlich Walter L. Bühl (1968) aufmerksam gemacht.



sungsgegenstand wäre dann die Frage, *wie* Texte (etwa: Interviewtranskripte) sich selbst mit der Möglichkeit ausstatten, andere Möglichkeiten auszuschließen. Die forschende Beobachtung bestünde also nicht darin, eine eigentliche Bedeutung hinter der vordergründigen freizulegen, sondern auf die Selektivität des Textes selbst aufmerksam zu machen. Es ist dies keine *entlarvende* Strategie, denn Selektivitäten lassen sich nicht vermeiden – auch nicht bei der Forschung selbst. Qualitative Forschung hieße dann, nach denjenigen kommunikativen Strategien zu suchen, die es erlauben, die Dinge so darzustellen, wie sie dargestellt werden. Dieses Verfahren enthält eine entscheidende Sparsamkeitsregel: Sie verbürgt *nicht*, an eine *wirkliche* Bedeutung des Textes heranzukommen, sondern begnügt sich damit, die Selbstkonstitution von Inhalten, von Bedeutung, von Sinn nachzuvollziehen und nach den sozialen Erwartungs- und Darstellungsformen zu fragen, unter denen sich forschungsrelevante Topoi darstellen lassen.

Im Folgenden wollen wir andeutungsweise zeigen, *wie* sich in diesem Sinne forschen lässt, und zwar anhand einer Typologie, die im Rahmen unseres laufenden Forschungsprojekts mit dem Titel „Todesbilder in der modernen Gesellschaft“ entstanden ist. Eine Forschungsperspektive, die Interviewtexte als Resultat von Kontingenzzreduktionen liest, sieht sich mit sehr ungewöhnlichen Todesbildern konfrontiert. Ungewöhnlich sind diese Todesbilder deshalb, weil sie eben nicht einen ontologischen Status ihres Themas behaupten, nicht „den“ Tod in den Texten wiedererkennen müssen, sondern sich davon überraschen lassen können, *wie* das Thema Tod in Kontexte/Kontexturen eingepasst wird, über Kontexte/Kontexturen seine Bedeutung gewinnt und über Kontexte/Kontexturen Auskunft gibt.

In unserem empirischen Material lassen sich unterschiedliche Formen der Thematisierung des Todes, der Konstruktion von Todesbildern beobachten, deren erster Überraschungswert darin besteht, dass sie nicht primär über Weltbilder oder Glaubensinhalte vermittelt werden, sondern darüber, wie dem Thema Tod innerhalb biographischer Texte Plausibilität verliehen wird. Dass diese drei Formen der Sagarkeit des Todes *quer* zu jenen erwartbaren religiösen Thematisierungsformen bzw. ihren funktionalen Äquivalenten liegen, hängt auch damit zusammen, dass die forschende Beobachtung anders gefragt hat: Nicht *was* der Tod bedeuten soll, sondern *wie* er thematisierbar gemacht wird, ist dann die Frage. Es geht also um Kontexturen – nicht um irgendwie objektiv vorhandene Kontexte, sondern

um diejenigen Kontexte, die vom Text selbst erzeugt werden, um darin das Thema unterzubringen. Insofern Kontexturen Anschlussmöglichkeiten beschränken – und eben nicht auf immer schon beschränkte Realität verweisen –, ist eben nicht beliebig, was kommuniziert wird, aber es ist auch nicht (sequenzanalysierbar) determiniert. Kommunikationen folgen Leitunterscheidungen, die verschiedene Kontexte voneinander abgrenzen, z.B. den biographischen Kontext von einem Expertenkontext medizinischer Kommunikation. Kommunikabel ist nun alles, was mit der eigenen Person oder dem Problem medizinischer Entscheidungsfindung zusammenhängt. Es können dann medizinische, juristische, wissenschaftliche Realitäten, aber eben auch biographische Eigenwerte vorausgesetzt werden, je nach dem, welcher textinterne Kontext die textexterne Realität produziert. Die biographischen Selbstbeschreibungen, die wir zum Thema Todesbilder erhoben haben, profilieren dabei drei verschiedene Formen der Realitätsunterstellung, die sich als evolutionärer Umgang mit der Notwendigkeit der Kontingenzzreduktion lesen lassen. Wir werden diese drei Formen hier nur andeutungsweise vorstellen:

Im ersten Fall, der biographischen Form der „Unsterblichen“, wird jede Form von Kontingenz negiert. Diejenigen unserer Interviewpartner, die über das Thema Tod gar nicht erst reden wollen, profilieren eine Wirklichkeit, die den Körper als Konstante einführt und seine Sterblichkeit nicht für möglich hält – wohlgermerkt: nicht explizit als *Weltbild*, sondern als textinterne Konsequenz der kontingenten Thematisierbarkeit des Themas. Diese interaktionsnahe, typischerweise in familienorientierten Selbstbeschreibungen, aber auch im Fall einer schweren akuten Erkrankung auftretende Selbstdarstellung grenzt den Kontext über signifikante Andere und deren bzw. den eigenen Körper mit seinen Ansprüchen ab. Die Evolution der biographischen Kommunikation folgt nun schlicht den Bewegungen dieser Körper, kann nur berichten und eben typischerweise nicht erzählen, und belegt alles, was passiert ist, mit dem Signum der Notwendigkeit. Es *musste* jeweils kommen, wie es dann gekommen ist. Die grundsätzliche Negation von Kontingenz produziert ein Todesbild, das in der klassischen Thanatologie unter das Verdikt der *Todesverdrängung* fällt. Was bislang schlicht als Zeichen von Ignoranz und Kulturverfall gelesen werden konnte, stellt sich aus dieser Perspektive als plausible Reaktion dar. Die Sicherheiten, die Kommunikation voraussetzt (lebende Körper), können

nicht gleichzeitig in Frage gestellt werden. Was bleibt, ist der Fall der eigentümlichen Anschlusslosigkeit dieses Themas.<sup>34</sup>

Neben diesen „Unsterblichen“ fallen die „Todesexperten“ auf. Die Auflösung von Kontingenz erfolgt hier über die Profilierung der Negation als Beweis. Dass etwas passiert, wird als Zeichen gelesen, als Hinweis auf eine geordnete Welt, in der hierarchisch zwischen Männern und Frauen, Gesunden und Kranken, Menschen und Gott unterschieden wird. Die eigene Position bestimmt sich über den Freiraum, den die jeweiligen Verhältnisse zu bieten haben. Immer schon wird eine Welt vorausgesetzt, die zwischen Positionen unterscheidet und ein ganz spezifisches Schicksal für den Erzähler, in diesem Fall für den klassischen Erzähler der Biographieforschung, bereithält. Die Sicherheit, mit der diese Interviewpartner ihr Leben erklären können, kommt ihnen auch im Umgang mit dem Thema Tod zugute. Im Unterschied zu allen anderen Interviewpartnern trauen sie sich eine Definition des Todes zu, die entweder schon weiß, dass danach nichts mehr kommen kann oder aber sich z. B. eine gute Chance auf ein Leben bei Gott ausgerechnet hat.<sup>35</sup>

Als „Todesforscher“ entpuppen sich Interviewpartner, die Negationen als Chancen nutzen, um Kontingenz jeweils wieder neu ins Spiel zu bringen. Was auch immer passiert, wird daraufhin befragt, ob es für die Entwicklung neuer Selbstbeschreibungen taugt. Ein Ende finden diese Suchprozesse nur im Fall von Negationen, nur dann, wenn wirklich etwas nicht klappt. Erst dann entstehen Eigenwerte, die jedoch nicht auf eine geordnete Umwelt, sondern nur auf das Problem der eigenen Profillosigkeit und die Notwendigkeit, Auskunft über sich selbst zu erlangen, verweisen. Die unglaubliche Flexibilität, mit der diese in ständigen Reflexionen gefangenen Interviewpartner aus biographischen Erfahrungen neues Kapital schlagen, zeigt sich am deutlichsten im Umgang mit dem Thema Tod. Vom Tod versprechen sie sich eine neue Chance auf neue Rollen, vielleicht ein heldenhaftes Aushalten der

Ungewissheit, vielleicht ein neues Leben als Geistwesen oder Pflanze.<sup>36</sup>

Der Umgang mit Kontingenz steht am Anfang aller Unterscheidungen, die die Interviewpartner einführen. Bei allen drei Formen wurde jeweils eine spezifische Lösung für das Problem der Kontingenz gefunden. Dass alles auch ganz anders sein könnte, mag den Interviewpartnern meist verschlossen bleiben, aber *wie* diese Kontingenz eingeschränkt wird, lässt sich den Interviewtexten doch stets entnehmen: durch den Anschluss des nächsten Satzes. Die nichtbeliebige Einschränkung von Kontingenz ergibt sich im operativen Vollzug der Kommunikation und verdeutlicht, dass Kommunikation eine Welt jenseits der Kommunikation kennt: Kontexte oder genauer: soziale Systeme, die Kontexte und ihre Umwelten voneinander unterscheiden und sich in ihrer Koevolution gegenseitig stimulieren. Allerdings kennt sie all dies nur kommunikativ, nicht unmittelbar, nicht homolog und ebenso wenig authentisch.

Die Visibilisierung von Kontingenz ist letztlich ein *funktionales* Verfahren, das auf strikte Kausalannahmen ebenso verzichtet wie auf die innere Unendlichkeit subjektiven Sinn generierender Handelnder. Die funktionale Analyse dient vielmehr dazu, jene Problem- und Problemlösungskontexte/-kontexturen beschreibbar zu machen, die von Interviewtexten selbst entfaltet werden (vgl. dazu auch Schneider 1991). Insofern zeichnet eine in dieser Weise *funktionale* Methode nicht einfach die Selbstsicht von Interviewten nach, wie sie, gebrochen durch den Interviewtext, zugänglich wird. Sie „dupliziert nicht einfach die vorgefundene Selbstsicht. Vielmehr wird das beobachtete System mit einem für es selbst nicht möglichen Verfahren der Reproduktion und Steigerung von Komplexität überzogen“ (Luhmann 1984: 88), was den Blick auf den jeweiligen Umgang mit Kontingenz freilegt.

Kontingenz zum Forschungsthema zu machen, bedeutet Strukturen ihrer Bearbeitung zu suchen. Viel zu wenig wissen wir bislang darüber, wie stabil Differenzschemata des Psychischen in sozialen Situationen sind, wie sich konkurrierende Differenzschemata verhalten und wie sie mit neuen Heraus-

<sup>34</sup> Die Behauptung einer prominenten Bedeutung des Körpers für die Biographie, wie sie Fischer-Rosenthal (1999) vertritt, ließe sich auf der Grundlage dieser Ergebnisse auf einen spezifischen Typus einschränken, der eben nicht dadurch auffällt, dass er vom Körper redet, sondern dass er im Verweis auf die Realität des Körpers Bedeutungen erzeugt.

<sup>35</sup> Die von Wohlrab-Sahr (1999b) untersuchten Konversionsbiographien aktualisieren eben diesen Typus des Erzählers, der über die Erzeugung von guten und schlechten Religionen, also über hierarchisch positionierte Personensablonen, eine geordnete Welt erzählbar macht.

<sup>36</sup> Mit Schütze (2001: 22) müsste man diesen Typus vermutlich als Ausdruck einer „Gefährdung der eigenen biographischen Validität“ lesen. Fischer-Rosenthal (1999: 161) hat diesen Typus – „die Vergangenheit erscheint heute anders als gestern“ – bereits ansatzweise rehabilitiert, insofern er auf die nun eben auch in Biographien explizit sichtbar werdende Modalisierung von zeitlichen Horizonten verweist.

forderungen umgehen. Interviews mit den gleichen Interaktionspartnern zu unterschiedlichen Zeitpunkten könnten hierüber Auskunft geben. Ungeklärt ist auch, wie die ersten Unterscheidungen, ohne die Kommunikation nicht beginnen kann, entstehen. Psychologen wissen immer schon, dass Psychisches stabil ist, und Soziologen wollen seine Kontinuitätsverbürgenden Strukturen nicht sehen. Wenn qualitative Sozialforschung sich von dem Zwang verabschiedet, eine gemeinsame Welt von Interviewern und Interviewten zu erschaffen und stattdessen den Konstruktionsprozessen der Kommunikation folgt, erfährt sie, wie Eindeutigkeiten operativ erzeugt werden. Das Problem der Sozialforschung, der unüberschaubaren Kontingenz der Forschungssituation ausgeliefert zu sein, ist primär ein Problem jeder Kommunikation. Letztlich kann die empirische Sozialforschung vom kreativen (i. e. kontingenten) Umgang ihres Gegenstandes (hier: des Interviewtextes) mit Kontingenz lernen, wie sie sich selbst formiert: weder notwendig so, noch beliebig anders. Wenn es eine Art Gütesiegel für die Soziologie gibt, dann das, dass die Theorie selbst wieder in ihrem Gegenstand vorkommen muss. Womöglich gilt für gute Empirie auch, dass sie selbst empirisch wieder vorkommen muss. Und das schließt einerseits ein, dass auch diese Kritik des Regelfetischismus nicht ohne Regeln auskommt, andererseits, dass auch sie damit noch Kontingenz einschränkt. Anders sind kognitive Operationen freilich nicht denkbar.

## Literatur

- Adorno, Th. W., 1997: Soziologie und empirische Forschung (1957), S. 196–216 in: ders., *Soziologische Schriften I. Gesammelte Schriften 8*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bergmann, J., 1981: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 9–51 in: P. Schröder / H. Steger (Hrsg.), *Dialogforschung*. Düsseldorf: Schwann.
- Bergmann, J., 1995: Konversationsanalyse, S. 213–219 in: U. Flick/E. von Kardorff / H. Keupp / L. von Rosenstiel / St. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, Weinheim: Beltz.
- Bohnsack, R., 2000: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, R. / Marotzki, W., 1998: Einleitung, S. 7–20 in: dies. (Hrsg.), *Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Böttger, A., 1996: „Hervorlocken“ oder Aushandeln? Zur Methodologie und Methode des „rekonstruktiven Interviews“ in der Sozialforschung, S. 131–158 in: R. Strobl / A. Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews*, Baden-Baden: Nomos.
- Bourdieu, P., 1998: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK.
- Breuer, F., 1996a: Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils, S. 14–40 in: ders. (Hrsg.), *Qualitative Psychologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F., 1996b: Schritte des Arbeitsprozesses mit unserem Forschungsstil, S. 79–82 in: ders. (Hrsg.), *Qualitative Psychologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brockmeier, J., 1999: Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozess, *Journal für Psychologie 1*: 22–42.
- Bruner, J., 1999: Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden, *Journal für Psychologie 1*, 11–21.
- Bühl, W. L., 1968: Das Ende der zweiwertigen Soziologie, *Soziale Welt 19*, 163–180.
- Charmaz, K., 1995: Grounded Theory, S. 27–49 in: J.A. Smith et al. (Hrsg.), *Rethinking Methods in Psychology*, London u. a.: Sage.
- Cicourel, A.V., 1970: Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Corsten, M., 1994: Beschriebenes und wirkliches Leben. Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität, *BIOS 7*: 183–205.
- Denzin, N., 1995: Symbolic Interactionism, S. 43–58 in: J.A. Smith et al. (Hrsg.), *Rethinking Psychology*, London u. a.: Sage.
- Dey, I., 1993: *Qualitative Data Analysis. A User-friendly Guide for Social Scientists*, London/New York: Routledge.
- Eberle, Th. S., 1997: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 245–280 in: R. Hitzler / A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Opladen: UTB.
- Eickelpasch, R., 1983: Das Ethnomethodologische Programm einer „radikalen“ Soziologie, S. 63–103 in: R. Eickelpasch / B. Lehmann, *Soziologie ohne Gesellschaft? Probleme einer phänomenologischen Grundlegung der Soziologie*, München: Fink.
- Engler, S., 2001: „In Einsamkeit und Freiheit,?“ Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur, Konstanz: UVK
- Esser, H., 1993: *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt/M.: Campus.
- Fischer-Rosenthal, W., 1999: Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts, *BIOS 12*: 143–168.
- Fischer-Rosenthal, W. / Rosenthal, G., 1997a: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation, S. 133–164 in: R. Hitzler / A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Opladen: UTB.
- Fischer-Rosenthal, W. / Rosenthal, G., 1997b: Warum Biographieanalyse und wie man sie macht, *Zeitschrift für Soziologie 17*: 405–427.

- Fuchs, P., 1999: *Liebe, Sex und solche Sachen. Zur Konstruktion moderner Intimsysteme.* Konstanz: UVK.
- Fuchs-Heinritz, W., 1998: *Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur Allgemeinen Soziologie.* S. 3–23 in: G. Jüttemann / H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften.* Weinheim: Beltz.
- Garfinkel, H., 1967: *Studies in Ethnomethodology,* Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Geertz, C., 1988: *Works and Lives. The Anthropologist as Author.* Stanford, C.A.: Stanford University Press.
- Gerhardt, U., 1985: *Erzählenden und Hypothesenkonstruktion. Überlegungen zum Gültigkeitsproblem in der biographischen Sozialforschung.* *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37: 230–256.
- Günther, G., 1979a: *Life as Poly-Contextuality.* in: ders., *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 2:* Hamburg: Meiner.
- Günther, G., 1979b: *Theorie der „mehrwertigen“ Logik.* in: ders., *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 2:* Hamburg: Meiner
- Günther, S. / Knoblauch, H., 1997: *Gattungsanalyse.* S. 281–308 in: R. Hitzler / A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung.* Opladen: UTB.
- Hahn, A., 1988: *Biographie und Lebenslauf.* S. 91–105 in: H. G. Brose / B. Hildenbrand (Hrsg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heckmann, F., 1992: *Interpretationsregeln zur Auswertung qualitativer Interviews und sozialwissenschaftlich relevanter „Texte“.* S. 142–167 In: J.H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.), *Analyse verbaler Daten.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heinze, Th., 1992: *Qualitative Sozialforschung: Erfahrungen, Probleme und Perspektiven.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hitzler, R. / Honer, A., 1997: *Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute.* S. 7–30 in: dies. (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung.* Opladen: UTB.
- Kelle, U. / Erzberger, Ch., 1999: *Integration qualitativer und quantitativer Methoden. Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis.* *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51: 509–531.
- Koselleck, R., 1989: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lüders, Ch. / Meuser, M., 1997: *Deutungsmusteranalyse.* S. 57–80 in: R. Hitzler / A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik,* Opladen: UTB.
- Luhmann, N., 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1990: *Die Wissenschaft der Gesellschaft,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1993: *Die Paradoxie der Form.* S. 197–212 in: D. Baecker (Hrsg.), *Kalkül der Form,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft.* Band 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Macho, Th., 1987: *Todesmetaphern.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Marotzki, W., 1998: *Ethnographische Verfahren in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung.* S. 44–59 in: G. Jüttemann / H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften.* Weinheim: Beltz.
- Murray, K.D., 1995: *Narratology.* S. 179–195 in: J.A. Smith et al. (Hrsg.), *Rethinking Psychology.* London u. a.: Sage.
- Nassehi, A., 1993a: *Das Identische „ist“ das Nicht-Identische. Bemerkungen zu einer theoretischen Diskussion um Identität und Differenz.* *Zeitschrift für Soziologie* 22: 477–481.
- Nassehi, A., 1993b: *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit,* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, A., 1994: *Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht.* *BIOS* 7: 46–63.
- Nassehi, A., 1995a: *Die Deportation als biographisches Ereignis. Eine biographische analytische Untersuchung.* S. 5–412 in: G. Weber et al., *Die Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945–1949,* 2. Band. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Nassehi, A., 1995b: *Différend, Différance und Distinction. Zur Differenz der Differenzen bei Lyotard, Derrida und in der Formenlogik.* S. 37–59 in: H. de Berg / M. Prangel (Hrsg.), *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus,* Tübingen/Basel: Francke.
- Nassehi, A., 1997: *Kommunikation verstehen. Einige Überlegungen zur empirischen Anwendbarkeit einer systemtheoretisch informierten Hermeneutik.* S. 134–163 in: T. Sutter (Hrsg.), *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten,* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, A. / Weber, G., 1989: *Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Oevermann, U., 1993: *Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik.* S. 106–189 in: Th. Jung / St. Müller-Doohm (Hrsg.), *„Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Oevermann, U. / Allert T. / Konau, E. / Krambeck, J., 1979: *Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften.* S. 352–434 in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften,* Stuttgart: Metzler.
- Punch, K. F., 1998: *Introduction to Social Research. Quantitative and Qualitative Approaches.* London: Sage.
- Reh, S., 2001: *Textualität der Lebensgeschichte – Performativität der Biographieforschung.* *Handlung, Kultur, Interpretation* 10: 29–49.
- Reichert, J., 1997: *Objektive Hermeneutik.* S. 31–56 in:

- R. Hitzler / A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: UTB.
- Rosenthal, G., 1995: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, Frankfurt/M.: Campus.
- Schneider, W.L., 1991: *Hermeneutische Einzelfallrekonstruktion und funktionalanalytische Theoriebildung – Ein Versuch ihrer Verknüpfung, dargestellt am Beispiel der Interpretation eines Interviewprotokolls*. S. 168–215 in: J. H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.), *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schütze, F., 1983: *Biographieforschung und narratives Interview*. *Neue Praxis* 13: 283–293.
- Schütze, F., 2001: *Rätselhafte Stellen im narrativen Interview und ihre Analyse*. *Handlung, Kultur, Interpretation* 10: 12–28.
- Silverman, D., 1994: *Interpreting Qualitative Data. Methods for Analyzing Talk, Text and Interaction*. London u. a.: Sage.
- Smith, J.A. 1995: *Semi-Structured Interviewing and Qualitative Analysis*. S. 9–26 in: ders. u. a. (Hrsg.), *Rethinking Methods in Psychology*. London u. a.: Sage.
- Ullrich, C. G., 1999: *Deutungsmuster und diskursives Interview*. *Zeitschrift für Soziologie* 28: 429–447.
- Willems, H., 1996: *Goffmans qualitative Sozialforschung. Ein Vergleich mit Konversationsanalyse und Strukturierter Hermeneutik*. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 438–455.
- Wohlrab-Sahr, M., 1999a: *Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus?* *Soziale Welt* 50: 483–494.
- Wohlrab-Sahr, M., 1999b: *Konversion zum Islam in Deutschland und den USA*. Frankfurt/New York: Campus.

**Summary:** A problem central to qualitative research appears to be the question about how meaning is constituted. According to ethnomethodology as well as biographical research, meaning has to be decoded in terms of existing structures of order. This paper attempts to develop a methodology of qualitative research which focuses on the formation of order. By means of a reformulation of qualitative research based on system theory well-known topics (narration or communicative competence, authenticity or recipient design, processual structures or indexicality) can be seen in a new context, i.e. as an attempt to eliminate contingency via the installation of criteria of validity, of addressees reliably interpreting and time-binding storage media. As a result, we claim that qualitative research should focus explicitly on contingency instead of only discovering an assumed order. The methodological argumentation is illustrated by examples from a study about images of death.